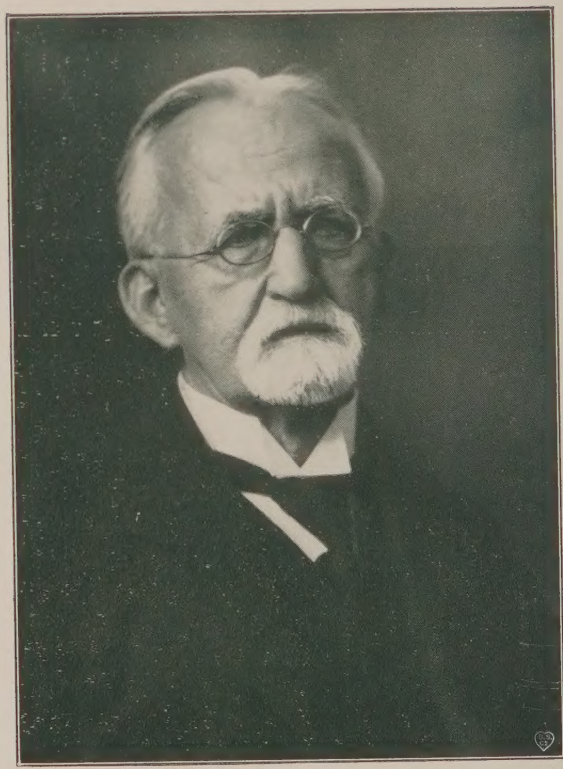

„So lieb als uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten!“ Luther (Walch, Bd. X, S. 546).

Eduard König,

Der doppelte Wellhausenianismus im Lichte meiner Quellenforschungen

Ein Rückblick auf meine Mitarbeit im Gebiete der Sprach- und Religionswissenschaft

Mit Bildnis des Verfassers

ALMA COLLEGE
221.6
LIBRARY
K819
Alma, California

Druck und Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh + 1927

32251

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1927 by C. Bertelsmann, Verlagsbuchhandlung in Gütersloh.

Nicht nur die oft wiederholte Bitte von Freunden und Schülern, ihnen einen Einblick in den Werdegang meiner Stellungnahme zu den alttestamentlichen Problemen zu gewähren, und nicht nur die häufig zutage tretende Kenntnislosigkeit in bezug auf Ursprung sowie Charakteristika meiner selbständigen wissenschaftlichen Richtung haben in mir den Entschluß hervorgerufen, darüber eine Darlegung zu veröffentlichen. Auch die direkte Falschheit des Bildes, das hie und da von den Motiven und dem Wesen meiner eigenartigen Stellung entworfen wird, mußte dazu beitragen, diesen Entschluß in mir zu befestigen. Denn der verstorbene Arabist Gu. Jahn (in Königsberg) war nicht der einzige, der im Kampfe für die Unechtheit der Mesa-Inschrift mich als Hengstenbergianer bezeichnete. Und was war die Wirklichkeit? Wer war es, der — selbstverständlich mit allseitiger Begründung — von seiner ersten theologischen Schrift an Hengstenbergs Richtung in bezug auf Kritik und Hermeneutik bekämpfen mußte? Das war Ed. König. Oder der und jener Rezensent ist sich schon manchmal als sehr huldvoll vorgekommen, wenn er von meinem „Fleiße“ oder von der „Rastlosigkeit meiner Feder“ sprach. Aber auch das anzuerkennen, daß ich bei meinem Eingreifen in die wissenschaftliche Debatte die mir von Gott verliehenen Geisteskräfte verwerten wollte, dafür hatte ein solcher Rezensent kein Organ.

Unter diesen Umständen wäre es längst Zeit gewesen, daß ich einmal direkt mich über die Momente ausgesprochen hätte, die die Quellpunkte und die dirigierenden oder gestaltenden Faktoren bei meinem ersten und fortgesetzten Eintreten in die Mitarbeit auf dem alttestamentlichen Forschungsgebiete gebildet haben. Wenn ich darüber nun endlich jetzt mich aussprechen will, so soll aber die Beweisführung für die Wahrheit dieses Bekenntnisses sich nicht zu einem Buche neben meinen andern Büchern auswachsen. Nein, nur in möglichster Knappheit soll ein Vierfaches — zunächst die geschichtliche Sachlage bei meinem Eintreten in die Mitarbeit an der alttestamentlichen

Wissenschaft, sodann die sprachlichen und logischen Ausgangspunkte der besonderen Richtung meiner Teilnahme an dieser Wissenschaft, weiterhin die innere Harmonie meiner Stellungnahme auf diesem Forschungsgebiete und zuletzt ein Bild vom bisherigen Schicksale meiner Bemühungen — dem Leser vor die Augen gestellt werden.

Wie ich nicht bezweifle, daß die folgenden Ausführungen bei meinen Freunden liebenswürdig als eine genügende Erfüllung ihrer langjährigen Bitten um einen Aufschluß über das Zustandekommen meiner wissenschaftlichen Eigenart aufgenommen werden, so hoffe ich auch, daß durch diese Darlegungen für andere Leser die Dunkelheiten verscheucht werden können, die ihnen auf dem Bilde meiner wissenschaftlichen Stellung zu liegen pflegen. Jedenfalls habe ich jetzt, nachdem mir bei der Feier meines achtzigsten Geburtstages eine erquickend reiche Aufmerksamkeit auch aus den Kreisen der akademischen Kollegenschaft erwiesen worden ist, gemeint, die Veröffentlichung einer solchen Darlegung als einer konkreten Betätigung meiner Dankbarkeit nicht länger verschieben zu dürfen.

Daß ich diesem Rückblick den gewählten Titel gegeben habe, entspricht der Tatsache, daß die in ihm erwähnte geistige Strömung den äußerlichen Hauptanstoß und den bleibenden Mittelpunkt meiner Teilnahme an der alttestamentlichen Forschung bilden mußte. Noch ein anderer Beweggrund zur Wahl jener Überschrift lag darin, daß der Ausdruck „der doppelte Wellhausenianismus“ geeignet ist, sofort dem Leser eine meiner wichtigsten Entdeckungen vor das Auge zu rücken. Allerdings besitzt dieser Buchtitel die Eigenschaft, daß er nicht den gesamten Inhalt des Buches ausnahmslos umfaßt. Aber diese Eigenschaft haftet ja natürlicherweise auch vielen andern Buchtiteln an. Sagt doch auch schon der Lateiner: „De parte potiori fit denominatio.“

Bonn, am Neujahrstage 1927.

Ed. König.

I.

Der geschichtlich gegebene Ansatzpunkt für mein Eintreten in die Mitarbeit an der alttestamentlichen Forschung.

Es ist ja weithin bekannt, daß in den gelehrten Ansichten über den literarischen Ursprung und die religionsgeschichtliche Bedeutung des A. T. während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine große Wendung eingetreten ist. Genauer war es im Jahre 1878, daß ein gewaltiger Umschwung in diesem Gebiete durch Jul. Wellhausen herbeigeführt wurde. Zwar waren die literarkritischen Grundlagen dessen, was er 1878 in seinem Buche „Geschichte Israels, Band I“ [1]) behauptete, anerkanntermaßen schon in Abr. Kuenens „Godsdienst van Israël“ (1869 f.) gelegt worden, der seinerseits wieder der Nachfolger von C. H. Graf [2]), wie dieser der Dolmetscher seines Lehrers Ed. Reuß (in Straßburg) gewesen war. Indes erst Wellhausen hat es verstanden, durch scharfe Herausarbeitung der ihm richtig scheinenden Konsequenzen der neuen literarkritischen Annahmen eine Umwälzung der Ansichten über den Aufbau der Quellenschichten der alttestamentlichen Geschichtsbücher und über die Entwicklung der israelitischen Geistesgeschichte überhaupt zustande zu bringen.

Die Hauptsumme seiner Aufstellungen lag in den folgenden Sätzen: 1. Das älteste zusammenfassende Geschichtsbuch der Hebräer (Gn 1 4b–3 24 usw.: der Jahwist) entstand um 850. — 2. Die Entstehung des Deuteronomiums wurde einfach in das Jahr 621 gelegt, d. h. es galt als damals bei einer Tempelrenovation (2 Kn 22 8) vom Hohenpriester Hilkia „erfunden“ oder fingiert. — 3. Nicht bloß die bekannten großen gesetzgeberischen Hauptpartien der vier vorderen Bücher des Pentateuchs (Ex 25-40; Lv 1 ff.; Nm 1—10 usw.) sind hinter den Gesetzen des Deuteronomiums entstanden, sondern auch die erzählenden Ein-

[1]) Von der 2. Aufl. an wurde dieses Buch als „Prolegomena zur Geschichte Israels“ (1883 usw.) bezeichnet.

[2]) Carl Heinr. Graf, Die geschichtlichen Bücher des A. T. (1866).

rahmungen jener Gesetze sind erst nach dem 5. Buche des Pentateuchs geschrieben worden. Diese Teile vom Pentateuch hat Wellhausen den Priesterkodex genannt und seine Veröffentlichung in die nachexilische Zeit gelegt. — 4. „In der früheren Gestalt des Richterbuchs scheint die Sünde als Ursache der Kalamität noch nicht hervorgehoben, diese vielmehr erst vom Deuteronomisten zugetan zu sein.“ [1]) — 5. Überhaupt ist das Gesetz erst nach den Propheten gekommen, wie er ausdrücklich schreibt: „Das Gesetz hat erst hinter den Propheten seine Stelle“ (Proleg.[2], S. 4) und sogar dies betont: „Das Gesetz des Judentums ist auch das Produkt des Judentums“ (S. 3). — 6. Das alttestamentliche Prophetentum hat sich aber nach Wellhausen aus primitiven Anfängen heraus entwickelt. Denn er sagt: „Die Prophetenschwärme (1 S 19 20–24) sind das Rohmaterial, aus dem sich durch Abschleifung mancher Ecken ihres alten Wesens das spätere Prophetentum herausgebildet hat.“ [2]) Durch evolutionistische Aufwärtsentwicklung aus niedrigen Vorstellungskreisen heraus hat sich nach Wellhausen auch überhaupt die Religion Israels gebildet. Wie deutlich zeigt sich dies in seiner Behauptung, daß „Israel sich langsam aus dem Heidentum emporgearbeitet habe“ (in „Die Kultur der Gegenwart“ a. a. O., S. 14)!

Dies also war die Anschauung über den literarischen und inhaltlichen Ursprung des A. T., der Wellhausen im Jahre 1878 einen lauten und oft drastischen Ausdruck zu verleihen wußte. Wie alarmierend seine Sprache war, kann man daraus ersehen, daß damals ein weiter Kreis von akademischen Vertretern des alttestamentlichen Faches ihm zustimmte, und daß insbesondere auch Emil Kautzsch bei der Besprechung jenes Wellhausenianischen Buches, die er in der Theologischen Literaturzeitung (Herbst 1878) veröffentlichte, „mit fliegenden Fahnen,“ wie man mehrmals gesagt hat, in das Wellhausenianische Lager überging.

In eben jenen Monaten arbeitete ich aber an der Schrift, mit der ich mich an der theologischen Fakultät zu Leipzig für das Fach des A. T. habilitieren wollte. Welche schwere Aufgabe für den jungen Anfänger war es, zu jenen großen Fragen sofort Stellung nehmen zu müssen!

[1]) Bleek-Wellhausen, Einleitung in das A. T. (1878), 186.
[2]) In Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart I, 4 (1906), 20.

II.

Meine Vorbereitung zur Mitarbeit in der alttestamentlichen Wissenschaft.

Wenn ich, um den Freunden bei dieser Gelegenheit das oft von ihnen gewünschte Buch meiner Jugenderinnerungen einigermaßen zu ersetzen, mit einigen Sätzen weiter ausholen darf, so blicke ich zunächst mit freudiger Dankbarkeit auf die verehrungswürdigen Männer hin, die es sich zur Aufgabe machten, den Knaben wegen seiner Fähigkeiten für die Laufbahn des Gelehrten zu bestimmen. Nachdem ich das Gymnasium zu Plauen i. V. — dasselbe, das auch Emil Kautzsch besuchte —, von Obertertia an mit Überspringung einer Klasse nach vier Jahren durchlaufen und als „Primus omnium" verlassen hatte, bezog ich die Universität Leipzig und beharrte auch auf ihr. Denn nicht nur riet mir dies meine Mittellosigkeit, sondern es war damals auch die Freizügigkeit der Studierenden noch nicht so stark wie späterhin entwickelt, und außerdem besaß ja die Universität meiner engeren Heimat alle erstklassigen Kräfte von Gelehrten für die von mir ins Auge gefaßten Fächer.

Aber welche Fächer waren es? Zuerst neigte ich zum Studium der klassischen Philologie und Geschichte. Aber in den Osterferien 1868 kehrte ich zu dem Ideal zurück, das meine liebe Mutter — ich habe ihr jetzt im Psalmenkommentar bei 116 15 (S. 449[1]) eine Träne der dankbaren Erinnerung geweiht — einst in mir entzündet hatte: Ich setzte mir das Ziel, mich speziell dem Studium der Religionsgeschichte zu widmen und darin dem göttlichen Wohltäter den Tribut des Dankes für die mir verliehenen Kräfte zu spenden.

Nachdem nun der große Entschluß gefaßt war, daß die Erforschung der Sphäre des Göttlichen die oberste Aufgabe zunächst meiner Studienzeit sein solle, ging ich auch fröhlich daran, mir einen dementsprechenden Plan für die richtige Ausnützung der Universitätsjahre zu entwerfen. Um das Selbstverständliche nur flüchtig zu streifen, so nahm ich mir vor, nicht bloß alle Abteilungen der theologischen Wissenschaft, und zwar alle Hauptgebiete bei zwei verschiedenen Dozenten zu hören, sondern auch die Hilfswissenschaften der Theologie in weiterem Umfang zu studieren. So habe ich denn einerseits nicht nur Geographie Palästinas bei dem meisterhaft anschaulich

vortragenden Geographen Herm. Delitsch (!) und Mineralogie bei dem alten berühmten Naumann, Geschichte der Schrift bei Wuttke, Psychophysik bei Th. Fechner, sondern auch alle Vorlesungen über die eigentliche Philosophie zweimal gehört und sechs Semester ein philosophisches Seminar besucht. Andererseits aber traten bald die sprachlichen Studien in den Vordergrund. Da habe ich nun das Arabische bei dem vielversprechenden, aber so schnell dahingerafften Otto Loth angefangen und bei dem weltberühmten Heinr. Leberecht Fleischer weiter getrieben. In das Syrische suchte ich unter Krehls Leitung mich genauer einzuarbeiten. Aber weil ich eine geradezu weihevolle Ehrfurcht vor der eben damals sich mächtig entfaltenden komparativen Sprachwissenschaft in mir fühlte, habe ich auch germanistische Vorlesungen von Friedr. Zarncke besucht, habe der Sanskritgrammatik bei Herm. Brockhaus einen heißen Sommer gewidmet und bei diesem in seinem Hause auch noch die Vorlesungen über die krause Schrift und Sprache des Zendavesta gehört, wozu ich mir auch Friedr. Spiegels große Grammatik des Altbaktrischen kaufte. Last not least war es die damals durch Ernst Brücke (in Wien) und Czermack sich glänzend entwickelnde Lautphysiologie, die ich im Kolleg des prachtvoll alles vordemonstrierenden Karl Ludw. Merkel[1]) mir ihren Grundlagen nach zu eigen machte.

Übrigens will ich, damit meine Freunde den Bücherwurm nicht allzusehr bemitleiden, auch dies anmerken, daß ich trotz jener Studien doch das studentische Leben hinreichend genossen habe. Denn mit meinem gewiß angeborenen Sinn für Unabhängigkeit habe ich z. B. alle die Versammlungen mit besucht, die zur Aufhebung des „Biergerichts“ führen sollten, bin auch mit herausfordernd am Carcer vorbeigezogen, um dessen Abschaffung zu erzielen. Ferner habe ich einige Semester der „Lausitzer Predigergesellschaft“ angehört, die heute noch in Leipzig als die älteste Verbindung den Vorzug genießt, ein eigenes Zimmer im Universitätsgebäude zu besitzen. In diesem Kreise habe ich natürlich manches fröhliche Stiftungsfest mit gefeiert und meine blausamtne Verbindungsmütze beim Landesvater mit durchbohren lassen, einmal auch auf unsern ersten Präsiden einen hebräischen Toast gehalten, bis dann meine

[1]) Verfasser der Werke „Stimm- und Sprechorgan“; „Laletik“; usw.

Sprachstudien mich so weit in Anspruch nahmen, daß ich zum großen Leidwesen meiner Verbindungsbrüder zurücktreten mußte.

Jedoch nur allzubald war die trotz alles Arbeitens doch ungebundene „blühende, goldene Zeit“ des Universitätsstudiums verflogen, und Ostern 1871 kam, wo es nach dem elegischen Abschiedsspruche der Lausitzer auch bei mir heißen mußte: „Nun muß ich in mein Kloster gehn, Nun muß ich meine Straße wandern.“ Aber auch dieser neue Lebensabschnitt gestaltete sich für mich unverdient gut. Denn da es trotz der weiten Verzweigung meiner Studien mir dennoch gelungen war, in meinem Hauptfache fast mit der allerersten Note abzuschneiden, wurde mir sofort eine etatmäßige Oberlehrerstelle mit Pensionsberechtigung an einer königlichen Realschule angeboten. Nachdem ich dort mehrere Monate der grundlegenden Einarbeitung in meine Amtspflichten gewidmet hatte, besann ich mich wieder auf die weitere Ausführung meines Lebensplanes.

Nichts war nun natürlicher, als daß ich zunächst die philosophische Promotion erstrebte, weil sie auf jeden Fall eine bedeutsame Stufe beim Hinanschreiten zur akademischen Laufbahn bildete, die mir schon längere Zeit als das Ideal meines Lebensberufs vorschwebte. Aber worüber sollte ich eine Doktorarbeit schreiben? Bald hatte ich das richtige Thema gefunden. Ohne irgend jemand etwas zu sagen, also auch ohne irgendeinen meiner früheren Lehrer zu fragen, stand vor meinem Geiste die Aufgabe, Gedanke, Laut und Akzent als die drei Faktoren der Sprachbildung zu erweisen. Dies zu versuchen, war das organische Ergebnis der von mir auf der Universität getriebenen Studien und des dadurch in mir geweckten Strebens, auf das Werden der Sprachgebilde ein helleres Licht zu werfen, als ich es in den damals vorhandenen sprachwissenschaftlichen Werken leuchten sah.

Froh machte ich mich an die Ausführung dieses Themas, und indem ich während des Arbeitens mich naturgemäß immer mehr in die allseitige Erfassung der Aufgabe vertiefte, konnte ich der fertigen Untersuchung den Titel „Gedanke, Laut und Akzent als die drei Faktoren der Sprachbildung komparativ und physiologisch am Hebräischen dargestellt“ geben. Denn ich hatte bei allen Fragen nicht nur die semitischen Sprachen, sondern auch alte und junge Äste des indogermanischen Sprachstammes (insbesondere auch die Entwicklung des Englischen, in

welchem ich schon auf dem Gymnasium mit einem Lehrer Shakespeare und Byron las) zur illustrierenden Vergleichung herangezogen, und außerdem war meine Beschäftigung mit der Lautphysiologie mir bei der Erklärung der lautlichen Sprachprozesse sehr zu Hilfe gekommen. Das Urteil über die im Sommer 72 bei der philosophischen Fakultät zu Leipzig eingereichte Dissertation war derart günstig, daß es zusammen mit den Ergebnissen der über Arabisch, Geschichte und Philosophie vor Fleischer, Georg Voigt und Drobisch abgelegten Prüfung mir das „Summa cum laude" einbrachte. Der Druck der Arbeit mußte sich leider, da sie fast zehn Druckbogen füllte und mir die Kosten des Druckes zu hoch geworden waren, bis dahin hinausziehen, wo sie von der Verlagsbuchhandlung Hermann Boehlau in Weimar in Verlag genommen wurde. So ist es gekommen, daß mein erstes Werk „Gedanke, Laut und Akzent usw." mit der Jahreszahl 1874 erschien.

Wie sehr diese Arbeit weithin als Programm für meine Beteiligung an der Sprachforschung gemeint war, tritt darin zutage, daß ich die Richtigkeit meiner neuen Idee zunächst noch an einem andern Sprachgebiete veranschaulichen wollte. Nun war in jenen Jahren durch die wertvollen Literaturschätze, welche die Engländer von ihrer Rettungsexpedition nach Abessinien[1]) mitgebracht hatten, die äthiopische Sprache stark in den Vordergrund des Interesses getreten. Deshalb warf ich mich auf das Studium des Altäthiopischen *(Gᵉᵉz)* und seiner Töchter (Tigrê, Tigriña und das seit dem 14. Jahrh. bis jetzt dort gesprochene Amharische) sowie anderer südsemitischer Sprachzweige (in sabäischen Inschriften; Harari usw.). Das war es, was ich meinte, wenn ich in den Vorlesungen später bei Gelegenheit zur großen Verwunderung der Zuhörer sagte: „Ganze drei Jahre habe ich zwischen dem 14. und 9. Breitengrade gelebt." Dabei habe ich natürlicherweise viele äthiopische Texte — das Buch Henoch; die Ascensio Jesajae; die Apokalypse des Esra; usw. — in ihrem schwierigen Alphabet (26 × 7 Buchstabenformen) mir abgeschrieben, übersetzt und erklärt, auch eine der Übersetzungen, die „der Regeln des Pachomius" samt erklärenden Anmerkungen in der bekannten

[1]) Vgl. des Missionars J. M. Flad Bericht über die Schreckensherrschaft des Königs Theodoros II. in „Zwölf Jahre in Abessinien".

Zeitschrift „Theologische Studien und Kritiken“ 1877 erscheinen lassen. Mein Hauptinterresse galt aber den grammatischen Fragen, und so unternahm ich die Ausarbeitung des Buches „Neue Studien über Schrift, Aussprache und allgemeine Formenlehre des Äthiopischen, aus den Quellen geschöpft, komparativ und physiologisch erläutert“ (164 S.), das 1877 bei Hinrichs in Leipzig erschien, und in dem speziell auch eine neue Ableitung der äthiopischen Schrift aus den himjarisch-sabäischen Buchstabenformen gegeben und eine genaue laut-physiologische Bestimmung der arabischen Sprachlaute versucht wurde. Diese Arbeit hatte für mich zunächst den doppelten Erfolg, daß Franz Prätorius in seiner „Amharischen Grammatik“ (1879, S. 5) mein Verdienst um die Verwertung der Laut-physiologie für die Erklärung des Semitischen ausdrücklich anerkannte, und daß Aug. Dillmann in der Vorbereitung der 2. Aufl. seiner großen „Grammatik der äthiopischen Sprache“ [1]) mich etwa zwanzigmal und zwar meistens beistimmend zitierte.

Hier empfiehlt es sich, gleichsam anmerkungsweise gleich noch einen raschen Blick auf die Reihe meiner späteren sprachwissenschaftlichen Arbeiten fallen zu lassen, weil deren Kenntnis für das Verständnis der weiter unten folgenden Darlegungen nicht ganz entbehrt werden kann und weil doch weiter unten kein geeigneter Ort für ihre Erwähnung sich finden dürfte. Diese Arbeiten gliederten sich aber in folgender Weise aneinander an.

An jene äthiopischen Studien schloß sich das „Historisch-kritisch-komparative Lehrgebäude des Hebräischen“ (710, 602 und 721 S.; 1881. 95. 97)[2]), worin bei jeder fraglichen Erscheinung nicht nur der Tatbestand selbst aus den ersten Quellen festgestellt wird, sondern auch die Ansichten der Grammatiker von der ersten Grammatik *(Diqduqê haṭᵉʿamîm)* an diskutiert werden. Auf diese rein grammatische Arbeit gehe ich jetzt hier auch deshalb nicht genauer ein, weil ich hoffe, auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft noch einmal zur Kritik der jetzt wuchernden neuen Aufstellungen das Wort ergreifen zu können. Einen Anfang dazu habe ich ja schon gemacht, indem ich am 1. Oktober 1926 auf dem Orientalistenkongreß zu Hamburg einen Vortrag über „Die Analogiewirkung als Sprachbildungsfaktor“ gehalten habe, der in der „Zeitschrift für Semitistik“ erscheinen wird, wie deren Herausgeber (Enno Littmann) mir bereits zugesagt hat.

Mit der Syntax einer Sprache hängt organisch die Stilistik zusammen. Konnte es also ausbleiben, daß ich bei den syntaktischen Unter-

---

[1]) Herausgegeben von C. Bezold (1899); englische Übersetzung von James A. Crichton (London 1907).

[2]) Bd. III (die Syntax) ist noch für sich allein käuflich.

suchungen auch schon über manche Partien der Stilistik (z. B. über diplomatische Ausdrucksweise, Metonymie, Synekdoche, Metapher) Beobachtungen gemacht und Sammlungen angelegt hatte? Deshalb wurde in den nächsten beiden Jahren das Buch „Stilistik, Rhetorik, Poetik in bezug auf die biblische [also auch die neutestamentliche] Literatur komparativisch dargestellt" (1900), worin ein großer Reichtum interessanter Materialien hauptsächlich aus der arabischen, griechischen und lateinischen Literatur ausgebreitet ist, druckreif gemacht.[1])

Mit den stilistischen Untersuchungen hingen aber wieder meine lexikographischen Forschungen aufs engste zusammen. Denn als ein wesentlicher Fortschritt der Lexikographie überhaupt mußte es mir erscheinen, wenn die Bedeutungen der Wörter nicht mehr willkürlich an ihren Grundsinn angereiht, sondern nach den Gesichtspunkten der Stilistik z. B. als metonymischer oder als synekdochischer Gebrauch festgestellt wurden. Die Erfüllung dieser Forderung der Semasiologie oder Noëtik anzubahnen, war, wie auch im Vorwort ausdrücklich bemerkt ist, der erste wissenschaftliche Zweck meines „Hebräisch-aramäisches Wörterbuch des A. T." (1910), während dessen praktischer Wert nicht nur durch die Darbietung einer großen Fülle von archäologischen (auch naturkundlichen) Materialien, sondern auch dadurch gesteigert werden sollte, daß es auch im Unterschied von Gesenius-Buhl die Eigennamen deutet, alle (etwa tausend) schwer erkennbaren Formen in der alphabetischen Reihenfolge analysiert, die massoretischen Randbemerkungen vokalisiert und übersetzt, übrigens alle äthiopischen, arabischen usw. Formen transkribiert und akzentuiert, was beim Äthiopischen schon eine wissenschaftliche Leistung ist. Ich erlebte denn auch die Freude, daß die mehr als dreitausend Exemplare der ersten Auflage noch während des Weltkrieges verkauft waren und 1922 eine „2. und 3. vermehrte Auflage" erscheinen konnte.[2])

Weiterhin gab die große Unsicherheit, die in bezug auf die formalen Besonderheiten der althebräischen Poesie weithin zutage trat, mir Veranlassung, das Büchlein „Hebräische Rhythmik" (1914; 76 S.) zu ver-

---

[1]) Aus den Schicksalen dieses Buches greife ich nur dies eine Moment heraus. Eines Tages schickte mir ein mir ganz unbekannter Gelehrter seine philosophische Doktordissertation (H. Junge, Der Stil in den Romanen Charlotte Brontës, Halle 1912) zu und weshalb? Weil er S. 18 bemerken konnte: „Auf Königs vortreffliche Arbeit hat mich Herr Professor Dr. Deutschbein in freundlicher Weise hingewiesen." Also der Ordinarius für englische Philologie in Halle hatte mein Werk nicht nur beachtet, sondern auch seinen Zuhörern empfohlen. Ob wohl viele Dozenten der biblischen Philologie es ebenso gemacht haben?

[2]) Daß dieses Werk trotz seiner 681 doppelspaltigen Seiten wegen der wirtschaftlichen Verhältnisse vieler Theologiestudierender nur acht Mk. kostet, haben diejenigen wahrscheinlich nicht gewußt, die seit ein paar Jahren wegen der Studentenarmut zu einzelnen Büchern des A. T. Wörterbücher herausgeben, von denen schon 5—6 Hefte soviel wie mein ganzes Wörterbuch kosten.

fassen. Darin habe ich die Fragen, ob die althebräische Dichtung Metrum oder bloß Rhythmus besitzt, ferner welche Silben „Hebungen" bilden, sodann ob „glattes Metrum" vorauszusetzen ist, usw. usw. mit Kritik aller darüber aufgestellten Ansichten zu beantworten gesucht.

Den Abschluß dieser sprachlich-formalen Untersuchungen gibt die „Hermeneutik des Alten Testaments mit spezieller Berücksichtigung der modernen Probleme" (1916; 178 S.). Es war mir eine schöne Aufgabe, die grammatisch-historische Auslegungsmethode, diese Errungenschaft der neueren Philologie, nicht nur positiv zu beschreiben, sondern auch gegen alle Verdunklungen zu schützen und eine ganze Anzahl neuester Meinungen und Praktiken auf dem Gebiete der Auslegung nach ihrer Legitimation zu fragen.[1])

III.

Die sprachlichen und logischen Ausgangspunkte der besonderen Richtung meiner Teilnahme an der Wissenschaft vom Alten Testament.

1. Die Anfänge meiner Mitarbeit. — Nachdem ich jenes Buch über das Äthiopische herausgegeben hatte, nahte bald das schon oben erwähnte wichtige Jahr 1878 heran, und glücklicherweise gab es, da ich mittlerweile das Amt des ersten Religionslehrers und Lehrers für das Hebräische an einem Gymnasium in Leipzig erlangt hatte, nun auch kein Hindernis mehr, daß ich nicht dort die Habilitierung für das Fach des A. T. erstreben sollte. Worüber aber sollte die Habilitationsschrift geschrieben werden? Es war mir nicht lange zweifelhaft, daß ihr Thema aus der bis dahin von mir hauptsächlich gepflegten Studienrichtung herauswachsen mußte. So wählte ich denn „Der Sprachbeweis in der Bibelkritik: seine Geschichte, sein Wesen und seine Autorität".[2]) Zum Glück war

[1]) Eine große Genugtuung war es mir, bei Joachim Wach, Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrh., Bd. I (1926), 30 folgende Worte lesen zu dürfen: „Streng systematisch geordnet und reich an historischem Material ist die viel zu wenig in ihrer prinzipiellen Bedeutung gewürdigte Hermeneutik des Alten Testaments von König (1916), die einzige seit fast vierzig Jahren. Nächst Dilthey kommt diesem Theologen das Verdienst zu, die große geistesgeschichtliche Tradition aufrechterhalten zu haben in einer Zeit, die sie zu vergessen drohte."

[2]) Lateinisch, wie es damals in Leipzig noch vorgeschrieben war: „De criticae sacrae argumenti e linguae legibus repetiti historia, natura, vi."

der Erfolg der, daß die Fakultät nicht bloß die in der Arbeit bekundete Beherrschung der Einleitungswerke so vieler Jahrhunderte bewunderte — wobei ich dankbar des Umstandes gedenken muß, daß schon von Obersekunda an die das Exzerpieren sehr erleichternde Stenographie mir zur andern Natur geworden war —, sondern daß sie, was die Hauptsache war, in meiner Beurteilung des Wesens und der Gültigkeit des Sprachbeweises einen „außergewöhnlichen Scharfsinn" entfaltet fand.[1]) Da auch das in allen Teilen der Theologie vor der Fakultät zu bestehende Rigorosum mir das „Summa cum laude" einbrachte, ferner die öffentliche Disputation, wo ich über drei Stunden lang gegenüber den Fakultätsmitgliedern und der Korona in lateinischer Sprache meine Dissertation und Thesen zu verteidigen hatte, glücklich verlief, endlich die Probevorlesung eine gute Aufnahme fand, hatte ich alle Bedingungen erfüllt, um Privatdozent für die alttestamentlichen Fächer an der Universität Leipzig zu werden (am 8. 5. 79).

In meiner Habilitationsschrift, die übrigens auch bei Hinrichs in Leipzig erschien, ist der Sprachbeweis zum erstenmal zum Gegenstand einer systematischen Untersuchung gemacht worden. Darin wurde die Möglichkeit eines Sprachbeweises zur Ermittelung der Ursprungszeit eines literarischen Produkts erforscht, und die Gesetze, die in meiner Arbeit für die gültige Verwendung des Sprachbeweises gefunden worden, übrigens nach ihren Grundzügen später in § 36 meiner Einleitung in das A. T. wiederholt worden sind, werden gelten, so lange man sie nicht widerlegt oder — ignoriert.

Wie aber hatte ich mich in jener Habilitationsschrift zu den Behauptungen gestellt, mit denen, wie oben in Nr. I gezeigt worden ist, Wellhausen im Jahre 1878 die Reihen der Alttestamentler und die Kreise der Gelehrten überhaupt in Aufregung versetzte? In der Habilitationsschrift habe ich nur das Recht der Bibelkritik überhaupt vorausgesetzt, wie es wohl am allseitigsten aus der Bibel selbst in den kritischen Vorerörterungen meines Genesiskommentars (1925, S. 39—43) erwiesen und auch z. B. von Luther in seiner Auslegung von Gn 36 31 anerkannt worden ist. Deshalb habe ich mit den andern wissenschaftlichen

[1]) Wie es auf dem Lizentiatendiplom heißt: „Multam doctrinam et sagacitatem non vulgarem comprobavit."

Vertretern des A. T. schon damals verschiedene Quellenschriften im Pentateuch unterschieden.

2. Bald aber zeigte sich mir der Weg zu einer selbständigen Stellung zunächst in der Literarkritik des A. T. Es waren die von mir gefundenen Gesetze des Sprachbeweises, die mich nach einer besonderen Richtung hinwiesen. Indem ich gemäß meiner philologischen Grundneigung die schärfste Aufmerksamkeit immer in erster Linie auf die sprachliche Beschaffenheit der Urkunden gerichtet hielt, gaben sie mir bald einen Anhalt zu selbständigen Entscheidungen. Nach meinen Ermittelungen in der Schrift über den Sprachbeweis kam es nämlich zunächst darauf an, „sukzessive", also der Zeit nach hintereinander auftretende Sprachverschiedenheiten im Hebräischen festzustellen, und solche beobachtete ich, soviel ich weiß, zuerst.

Um den Lesern einen Dienst erweisen zu können, muß ich das eine und das andere Beispiel in voller Deutlichkeit vorlegen und deshalb auf folgenden Tatbestand hinweisen. Im Hebräischen gibt es für das Wort „ich" einen doppelten Ausdruck, einen längeren *('anokhí,* phön. *'anokh,* bab.-ass. *'anâku)* und einen kürzeren *('anî,* aram. *'anâ,* arab. *'ánâ).* Diese beiden Ausdrücke verhalten sich in Amos wie 10 : 1, in Hosea wie 11 : 10 (indem bei ihm wahrscheinlich wie bei den Josephsgeschichten in der Genesis der mehr nordpalästinische Dialekt einwirkte), in Jes 1—39 wie 5 : 8, in Micha wie 1 : 2, in Jeremia wie 37 : 53, in Hesekiel wie 1 : 138, in Haggai wie 0 : 4, in Sach 1—8 wie 0 : 8, in Maleachi wie 1 : 5, übrigens in den Büchern Samuelis wie 48 : 50, in Könige wie 9 : 45, in Chronika wie 1 : 30. Ferner *jalád* hieß ursprünglich „erzeugen, hervorbringen" und wurde in bezug auf Mann und Frau gesagt, wie es solche doppelgeschlechtige Ausdrücke ja in der älteren Zeit noch mehrere gab. So steht *jalád* z. B. in dem Satze „Heute habe ich dich gezeugt" (Ps 2 7). Aber später differenzierte man auch dieses doppelgeschlechtige Wort, gebrauchte die genannte Form bloß im Sinne von „gebären" und bildete für den männlichen Akt die Form *hôlîd* „gebären lassen = erzeugen". Schon bei Jeremia (30 6) steht: „Kann man von einem männlichen Subjekte die Tätigkeit des *jalád,* des Gebärens, aussagen?" Dagegen *hôlîd* begegnet in allen anerkannt späteren Stellen, wie z. B. in der Chronika stets (mindestens 30 mal), wo ihr Verfasser ohne eine

frühere Parallelstelle von sich aus den Ausdruck für „erzeugen“ wählte.

Nachdem ich in diesen und vielen andern Beobachtungen, die man in meinen darauf bezüglichen Büchern (z. B. in den Vorerörterungen meines Genesiskommentars) nachlesen kann, eine Grundlage für ein selbständiges Urteil über das Alter der gewöhnlich unterschiedenen Teile des Pentateuchs gewonnen hatte, ging ich an die genauere Verwertung dieser sprachlichen Besonderheiten, und sie führten mich z. B. zu folgenden selbständigen Urteilen:

a) In der Erzählung von Abrahams Aufenthalt zu Gerâr (Gn 20 1 ff.) ist die Gottheit nicht nur mit *'elohîm* (V. 1 usw.), sondern auch mit *'adonâj* „mein = der Allherr“ (V. 4) und *hâ 'elohîm* „der (= der einzige oder wahre) Gott“ (V. 9. 17) bezeichnet. Außerdem wird *'elohîm* mit der Mehrzahl des Zeitworts (V. 13) verbunden, und Abraham wird nur hier (20 7) ein *Nabî'* „Prophet“ genannt. Die so gekennzeichnete Erzählungsschicht verwendet für „ich“ die Form *'anokhî* (15 1 20 6 [2 mal] 21 24. 26 usw.), wie ja *'anokhî* auch nur im Dekalog (Ex 20 2. 5) und mit einer Ausnahme im Bundesbuche (20 22—23 33) vorkommt usw. Besonders wichtig ist die Bevorzugung des Ausdrucks *'elohîm* und *hâ 'elohîm*. Denn bei einer Prüfung aller über diese Bevorzugung neuerdings vorgetragenen Ansichten hat sich nur das Urteil bewährt, daß dieser Gebrauch in die Richterzeit und allererste Königszeit weist, wo noch mehr *'ēl* und erst ganz wenig Jahwe sich in den Eigennamen findet (vor dem Genesiskommentar, S. 56—64). Folglich habe ich für diese Pentateuchschicht, die der Elohist genannt zu werden pflegt, ein weit höheres Alter ermittelt, als dieser Schicht von Wellhausen und seiner Schule gegeben wird, indem sie dieselbe in das Jahr 750 zu setzen pflegen.

b) Eine andere Schicht im Pentateuch (Gn 2 4b—3 24 4 1–24 usw.) entstand nach dem Ausweis der mit Gottesnamen zusammengesetzten Eigennamen in der Periode von David-Salomo, wo auch sehr begreiflicherweise ein Aufschwung zu feinerer, urbanerer, gewandterer Erzählungsweise eintrat, wie er in den erwähnten Abschnitten usw. auch schon für den Laien fühlbar hervortritt. Denn erst zu Davids Zeit treten die mit Jahwe zusammengesetzten Eigennamen in den Vordergrund. In dieser Schicht zeigt sich ferner neben *'anokhî* (3 10 usw.) auch *'anî*

(18 13 usw.). Auf den Anfang der Regierungszeit Salomos weist aber der an Esau gerichtete Spruch „Wenn du abschüttelnde Bewegungen machen wirst, so wirst du sein Joch von deinem Halse losbrechen“ (Gn 27 40b). Denn darin spiegelt sich die geschichtliche Situation wider, in der nach dem Tode des alten Helden David die Edomiter das Joch Israels wieder abzuschütteln begannen (1 Kn 11 14–22). Die eigenartige Aussage „Wenn du rütteln wirst usw.“ weist nicht auf die Zeit der völligen Zertrümmerung der Herrschaft Judas über Edom (2 Kn 8 20). Also wird die jahwistische Pentateuchschicht von der Wellhausenianischen Schule (z. B. bei Kautzsch, Heilige Schrift A. T.s, S. 3) unrichtig in die Zeit um 850 gesetzt.

c) Sodann im Deuteronomium, worin Mose kurz vor seinem Tode das Grundgesetz wiederholt (5 6–18; Luth.: 21), es erläutert und seinem Volke auf ergreifende Weise an das Herz legt, begegnen merkwürdige Hinweise auf ein älteres Stadium der Sprachgeschichte Israels. Dahin gehört zunächst der auffallend stark überwiegende Gebrauch von *'anokhî* (56 mal gegenüber nur 9 *'anî* allermeistens in Teilen, die als Ergänzungen gelten können). Dazu kommen überraschend viele (ca. 40) Zeitwortsformen mit der alten Endung *ûn* (anstatt *û*) und der doppelgeschlechtige Gebrauch von *ná'ar* „junger Bursch = junges Mädchen“. Die bei allen andern neueren Bearbeitern dieses Gebiets herrschende Nichtbeachtung dieser Tatsachen kann nur ein unwissenschaftliches Verfahren genannt werden, und nachdem sie von mir ans Licht gestellt worden sind, bilden sie eine Grundlage für das Urteil, daß die im Deuteronomium enthaltenen Abschiedsreden Moses einstmals in älterer Gestalt niedergeschrieben worden sind (vgl. die Einzelausführung in meinem Kommentar zum Dt. 1917, S. 16—18. 46 f.).

Diese Ermittelung des höheren Alters dreier Pentateuchschichten, zu der mich die selbständige Beobachtung der Sprachgeschichte geführt hat, war schon ein Einbruch in die literargeschichtliche Position der Wellhausenianer.

3. Aber viel wichtiger wurde die Fortsetzung meines selbständigen Arbeitens. Zum Weiterforschen wurde ich aber durch das Aufleuchten des Wesens der wahren Kritik, ihr Bohren bis auf den untersten Grund und die Allseitigkeit ihres Untersuchens, angeregt. Wenn ich z. B. sah, daß man

die Geschichte Israels erst mit der „Vorgeschichte des Königtums“ in Debora und Barak sowie Abimelech beginnt (Stade, Gesch. Isr. I, 177), wenn ich Sätze wie diese „Die Anfänge des israelitischen Volkes liegen im Dunkel“ (Meinhold, Einführung ins A. T., S. 53) oder „Wenn es einmal einen Mann gegeben hätte, der Abraham hieß“ (Gunkel, Die Genesis, S. LXXIX) las, da fragte ich mich, ob solche Behauptungen der herrschenden Schule von Alttestamentlern auf echter Kritik beruhen, ob der Aufstellung solcher Sätze eine Erforschung aller Möglichkeiten einer glaubwürdigen Erinnerung Israels, eine Erforschung der untersten Grundlagen seiner Geschichtsbücher und eine Betrachtung aller Seiten ihrer Beschaffenheit vorausgegangen sei. Deshalb ging ich an eine selbständige Prüfung der Geschichtsquellen Israels hauptsächlich über seine älteste Zeit. Einige Proben von den Ergebnissen dieser neuen Untersuchung sind die folgenden.

a) Das erste merkwürdige Moment, das ich an den Erinnerungen des Volkes Israel an seine Vorzeit entdeckte, war die Unterscheidung einer vormosaischen Periode in ihr. Wie sehr natürlich wäre es nämlich gewesen, wenn der Ruhm, den Mose als Vermittler bei der Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft und bei der Grundlegung der religiös-sittlichen Gesetze seines Volkes erworben hat, die späteren Geschlechter dazu verleitet hätte, die Anfänge Israels in allen Beziehungen erst von Moses Zeit her zu datieren. Aber aller Glanz, in welchem die mosaische Epoche des israelitischen Volkes strahlte, hat nicht das Licht erbleichen lassen, das aus den vormosaischen Tagen in die Erinnerung Israels herüberfunkelte. Die Erinnerung dieses Volkes blieb sich dessen bewußt, daß die mosaische Periode zwar seine Jugendzeit (Hos 11 1), aber daß sie nicht dessen Geburtszeit war, daß in Moses Tagen zwar die Wiederanknüpfung seiner Beziehung zu dem Rettergott geschah, aber nicht die erste Grundlage zu ihr gelegt wurde. Nein, durch den gewaltigen Eindruck Moses und seiner ganzen Epoche wurden nicht die Erinnerungsbilder von Abraham und den andern Erzvätern in Israels Gedächtnis ausgelöscht.

Dieser merkwürdige Charakterzug an der Überlieferung Israels ist schon für sich allein eine Garantie dafür, daß das Geschichtsbewußtsein dieses Volkes nicht so schlecht funda-

mentiert gewesen sein kann, wie es in neuerer Zeit oftmals — z. B. nach den oben angeführten Aussprüchen — hingestellt worden ist. Diese merkwürdige, von mir ans Licht gerückte Tatsache, die Auseinanderhaltung der mosaischen und der vormosaischen Periode, ist eben von keinem der neueren Darsteller der Geschichte Israels erwähnt, geschweige denn als Anzeichen der wirklichen Beschaffenheit der Erinnerung dieses Volkes an seine früheste Zeit geltend gemacht worden.

Übrigens den erwähnten Charakterzug der Erinnerung Israels betreffs seiner Anfänge hätte dieselbe also tatsächlich erworben, auch wenn sie lediglich durch mündliche Weitergabe von Generation zu Generation gepflegt worden wäre. Dies hätte vom Gedächtnis des alten Israels aber auch geleistet werden können, weil ja z. B. der Aufbau der indischen Dichtung Rigveda mit ihren 1017 Hymnen bloß durch das Gedächtnis geleistet worden ist, und weil überhaupt die Elastizität des Gedächtnisses schriftloser Generationen nach vielen Belegen und in psychologisch erklärbarer Weise größer ist, als sie bei den Menschen zu sein pflegt, die sich auf die Schriftlichmachung von Wahrnehmungen verlassen können. Außerdem aber hat der oft wiederholte Satz, daß Israel noch zu Moses Zeit eine „illiterate Horde" gewesen sei, seit der Auffindung der Amârnabriefe (aus der Zeit von ca. 1400) und noch mehr seit der Ausgrabung der Gesetzesinschrift des Babyloniers Hammurapi, aus dessen Nähe Abraham weggewandert war, auch den letzten Schimmer von Wahrscheinlichkeit verloren, da jene Inschrift in § 128. 151 usw. schriftliche Verträge fordert, also auch den Erzvätern kurze Aufzeichnungen über bedeutsamste Vorgänge (Geburt des Erstgeborenen usw.) zugetraut werden dürfen, wenn sie einen Sinn für die Pflege ihrer Erinnerungen besaßen. Ob das wohl der Fall war? Die Antwort wird sich wohl bald hören lassen.

b) Jenes erste Ergebnis meiner selbständigen Untersuchung der wirklichen Beschaffenheit von Israels Überlieferung über seine früheste Zeit blieb nicht isoliert. Von den andern Bearbeitern dieses Gebietes war nämlich auch die Frage, ob sich im alten Israel ein lebendiger Sinn für die Bewahrung seiner Erinnerungen gezeigt habe, gar nicht aufgeworfen

worden, weil ihr Begriff von Kritik sie vielmehr nach den Bestandteilen des alten Textes zu blicken geneigt machte, welche gegen dessen Zuverlässigkeit sprechen können. Indem ich aber erkannte, daß die Kritik eine allseitige sein, alle Seiten des betreffenden Untersuchungsobjektes ins Auge fassen müsse, fand ich zunächst weiter viele Zeugnisse dafür, daß im alten Israel ein lebendiger Sinn für die Pflege seiner Erinnerungen gewohnt hat.

Denn erstens beobachtete ich, daß dieses Volk von jeher nicht wenig darauf bedacht war, sich äußerliche Stützen seiner Erinnerung zu schaffen. Man denke doch schon an die Altäre, die von den Patriarchen gebaut, an die Brunnen, die von ihnen gegraben, an die Bäume, die von ihnen gepflanzt (Gn 21 33), an das Erbbegräbnis, das von ihnen gekauft wurde, — lauter Dinge, die zum größten Teil in den ältesten Pentateuchschichten erwähnt sind und ohne jede Wahrscheinlichkeit als erdichtet angesehen werden könnten. Insbesondere aber denke man an den „Steinhaufen des Zeugnisses" (31 47), weil diese Benennung zum Ausdruck bringt, daß jene Alten schon das Bewußtsein vom Zwecke solcher Herrichtungen besaßen! Wie besonders hell leuchtet dies auch aus Dt 31 19 und Jos 22 24 f. hervor! Auch vergesse man nicht die Einrichtung für die Vererbung der Kunde vom Ursprung des Passahfestes (Ex 13 11–16 usw.)! Eben dieses Interesse für die Pflege der geschichtlichen Erinnerung tut sich aber zweitens darin kund, daß Israel nach vielen Spuren ein wachsames Auge für die Veränderungen im Geschichtsverlauf besaß und sie aufzeichnete. Geradezu überraschend ist doch z. B. die Bemerkung, daß Philistäer (nicht alle!) von den Kasluchîm (östlich vom Nildelta) ausgegangen sind (Gn 10 14), oder die Fälle, wo in den Geschichtsbüchern Israels der Wechsel von Ortsnamen usw. bemerkt ist. „Bèlaʿ, das ist (das jetzige) Ṣōʿar" (14 2) ist der erste von diesen Fällen. Lange Reihen derselben sind von mir im Genesiskommentar[2] (1925), 87—89 gesammelt worden. Welch deutliches Zeugnis für dieses Geschichtsinteresse des alten Israels ist ferner drittens auch die Anlegung ältester Schriften! Von solchen sind aber in den auf die frühesten Zeiten bezüglichen Büchern ausdrücklich folgende zwei zitiert: „Das Buch von den Kriegen Jahwes" (Nm 21 14) und „Das Buch des Red-

lichen“ (Jos 10 13 usw.), jenes ein Prosawerk, dieses eine dichterische Anthologie.[1])

Durch diese Nachweise ist, obgleich sie nur einzelne Proben meiner Beobachtungen bieten konnten, der erste Mangel, um dessentwillen die Geschichtsbücher Israels über seine Anfänge hinter den Nachrichten anderer Völker[2]) zurückgesetzt zu werden pflegen, nämlich daß sie aus ganz morschen Materialien aufgebaut seien, als auf einseitiger Beobachtung beruhend erwiesen worden. Man hätte die Baustoffe, die auch in indirekten Zitaten (Jakobs Segenssprüche usw.) liegen, mit allseitiger Kritik suchen sollen, welche auch die positiven, zugunsten des Wertes jener Geschichtsbücher sprechenden Momente beobachtet.

c) Weiter sagte ich mir, daß insbesondere auch das nächste Tadelsvotum, das gegen den Wert der die frühesten Perioden betreffenden Geschichtsschreibung Israels ausgesprochen zu werden pflegt, scharf ins Auge zu fassen sei. Diese Geschichtsschreibung soll nämlich ferner deshalb minderwertig sein, weil die angeblich (s. o. S. 16 f.) erst um 850 und 750 verfaßten Geschichtswerke im Pentateuch nur Zeugen ihrer eigenen Entstehungszeit seien. Diese Meinung prägt sich z. B. in folgendem Satze aus: „Die Religion Abrahams ist in Wirklichkeit die Religion der Sagenerzähler, die sie Abraham zuschreiben“ (Gunkel im Genesiskommentar 1910, unveränderter Abdruck 1922, S. LXXIX). Aber wie verhalten sich die Tatsachen zu dieser Behauptung?

Die Besonderheit der Patriarchenreligion, die in allen Quellen sich widerspiegelt, tritt hinreichend schon in folgenden Charakterzügen zutage: in den eigenartigen Gottesbenennungen („der allmächtige Gott“ 17 1 usw.; „das Furchtobjekt Isaaks“ 31 42. 53; „der Starke Jakobs“ 49 24); ferner in der geringen Zahl der Bundesforderungen und in der Eigenart der Bundesverheißungen

---

[1]) Welchen wohltuenden Kontrast bildet also dieses Geschichtsinteresse Israels gegenüber „dem Mangel an historischem Sinn, der den Indern eigen ist“ (Pischel in Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart, Teil I, Abteilung VII, S. 179)!

[2]) Eine vergleichende Würdigung der Geschichtsschreibung der andern alten Völker und der althebräischen Historiographie habe ich in der von Meinecke (Berlin) herausgegebenen „Historischen Zeitschrift“ (1925) S. 289—302 geliefert.

(12 1–3 usw.); sodann in der Einfachheit der Kultstätte (nur ein Altar, nicht einmal ein Zelt), in dem Nichtvorhandensein von Priestern, in der geringen Zahl der Opferarten, in dem Mangel von Festzeiten usw. Die Religion der Erzväter, die uns aus den Quellen entgegentritt, hebt sich durchaus von den späteren Gestalten der mosaisch-prophetischen Religion ab.[1]) Also z. B. das mit Gunkels eigenen Worten zitierte moderne Dogma, daß die Pentateuchschichten nur einen Reflex ihrer eigenen Zeit als die Religion Abrahams hingestellt hätten, muß als ein Produkt oberflächlicher Betrachtungsweise bezeichnet werden. Wie wenig diese Pentateuchschichten überhaupt Rückstrahlungen aus den Verhältnissen ihrer Entstehungszeit geboten haben, ersieht man weiter auch z. B. daraus, daß in der jahwistischen Paradieserzählung (2 14) bemerkt ist, daß der Tigris östlich von Assur fließt, was wirklich jener alten historischen Situation entspricht, wo Assur (jetzt Ḳal'at Schergat) die Residenz des assyrischen Herrschers war. Folglich sind die geschichtlichen Verhältnisse des Orients überhaupt nicht nach der Gegenwart des Jahwisten (s. o. S. 17) gezeichnet. Und wie so gar nicht spiegeln sich in vielen Bemerkungen jener Geschichtsbücher, welche die älteste Zeit Israels betreffen, die späteren archäologischen Zustände und die Wechselbeziehungen der Stämme Israels wider! Die z. B. hinter 12 20 30 24 36 43 und 37 2 in meinem Genesiskommentar angestellten Untersuchungen haben es zutage gefördert.

d) Als unecht erwies sich mir weiterhin auch ein solches kritisches Verfahren, das sich nur auf die Verschiedenheiten der einzelnen unterscheidbaren Traditionsströme beruft. Um die Einseitigkeit des Blickes zu vermeiden, muß der Forscher ebenso scharf die gemeinsamen Momente der verschiedenen Schichten beachten und sammeln. Oder gibt es etwa keine solchen? Gewiß, wenn man sie nur gesucht hätte. Denn z. B. bei Abraham sprechen zwei oder drei Hauptströme der Genesiserzählung von seinem Vater Tharah und seinem Bruder Nahor (Gn 11 26 P = priesterliche Überlieferung; 24 15 J; Jos 24 2 E), von seiner Verheiratung mit Sara (11 29 P; 12 12 J; 20 2 E), von seiner besonderen Verbindung mit Gott (17 1 usw. P; 12 1 usw. J; 20 7 usw. E), von seiner Einwanderung in Kanaan und so fort,

[1]) Den vollständigen Nachweis kann man in der „Geschichte der alttestamentlichen Religion, kritisch dargestellt“ (3. Aufl. 1924), 157—182 finden.

wofür es gar keiner ausdrücklichen Belege bedarf. Die gemeinsamen Bestandteile vom Inhalt der Quellenströme sind aber die Hauptsache. Das Grundwasser, das sie sind, ist wichtiger als das Wellengekreisel, das an der Oberfläche des Stromes sich zeigt. Denn mögen doch die alten Geschichtsschreiber (Polybius und Livius) über den Punkt, an welchem Hannibal die Alpen überschritten hat, noch so uneinig sein, wird dadurch etwa die Tatsache, daß der kühne Karthager wirklich sein Heer über die Alpen geführt hat, aus der Geschichte gestrichen? Auch die Erneuerung dieses bekanntlich schon von Lessing erkannten Grundsatzes der echten Kritik mußte mir bei weiterer Untersuchung des in Rede stehenden Gebietes zu einer ernsten Pflicht werden.

Hiermit meine ich aber schon genugsam angedeutet zu haben, wie ich auf dem Gebiete der literarkritischen Quellenbearbeitung und der historischen Kritik im engeren Sinne selbständige Wege einschlagen mußte. Wer eine ganz ausführliche Darstellung meiner dieses Gebiet betreffenden Untersuchungen lesen will, kann sie in den diskutierenden Vorerörterungen meines Genesiskommentars (1925), S. 83—108 finden.

4. Zugleich mein hochgradiges sprachliches Interesse und zugleich mein damit zusammenhängendes hermeneutisches Interesse für die richtigste Auslegung des A. T. führten dazu, daß meine Stellungnahme innerhalb der alttestamentlichen Forschung noch weiterhin eine selbständige wurde. Indem jenes doppelseitige Interesse mich zur strengen Geltendmachung der grammatisch-historischen Auslegungsmethode anregte, wie ich ja auch direkt durch die Abfassung meiner oben (S. 13[1]) erwähnten „Hermeneutik des A. T." betätigte, drängte es mich, der Erschließung des Grundsinnes der alttestamentlichen Literatur eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Um bei der Entfaltung der daraus sich ergebenden Einzelaufgaben zugleich an die vorhergehende Darlegung anzuknüpfen und zugleich die Hauptsache in die erste Reihe zu stellen, ist das Folgende zu sagen. Der Grundsinn der ganzen uns überlieferten kanonischen Literatur Israels ist bekanntlich der religiöse. Aber mit diesem Satze haftet man noch ganz an der Oberfläche. Der Grundsinn dieses Schrifttums wird erst erkannt, wenn man ihn in der Geltendmachung der „legi-

timen“ Religion erkennt. Wie Nebel wich es vor meinen Augen, als ich erkannte: Es gab im alten Israel ein religiös-sittliches Ideal, bei dessen Pflege man sich mit den besten früheren Vertretern der Nation einig wußte, dessen Verächter aber als Verräter am besten Kulturbesitze ihres Volkes angesehen wurden. Dieser religiös-sittliche Sonderbesitz Israels war die nach allen Geschichtsbüchern von den Vätern ererbte und in den ältesten Gesetzesniederschriften fixierte, daher die zu Recht bestehende, die legitime Religion dieses Volkes. Alle mit ihr nicht zusammenstimmenden Meinungen und Übungen, wie Wahrsagerei, Zauberei, Götzendienst, Bilderdienst usw., sind in diesem Schrifttum als Verletzungen der einen zu Recht bestehenden Religion, als Verletzungen der Treue gegen den alten Rettergott perhorresziert.

Als ich diese Erkenntnis zum ersten Male in meiner programmatischen Schrift „Die Hauptprobleme der altisraelitischen Religionsgeschichte“ (1884; jetzt vergriffen) ausgesprochen hatte, schrieb der mir wegen meiner bekannten literarkritischen Grundstellung wohlwollende Carl Siegfried (in Jena): „Nun kommt König mit seiner „„legitimen““ Religion.“ Ja, er mußte kommen, und er kam immer mehr: zunächst in seiner „Geschichte der alttestamentlichen Religion, kritisch dargestellt“ (1912; 2. Aufl. 1915; 3./4. Aufl. 1924), sodann in seiner „Theologie des A. T., kritisch und vergleichend dargestellt“ (1922; 3./4. Aufl. 1923). Hierin ist die Diskussion der immer stärker hervortretenden Gewohnheit, die vom A. T. einhellig verurteilten Ansichten und Praktiken als „die Volksreligion“ Israels zu bezeichnen, aufs allseitigste durchgeführt, indem in § 7 die neuestens aufgebrachten drei Arten dieser „Volksreligion“ charakterisiert und das Bestreben einiger Alttestamentler, diese im ganzen A. T. als Abfall getadelte „Volksreligion“ nicht nur neben die prophetische Religion zu stellen, sondern ihr sogar einen höheren Rang in der Geistesgeschichte des Altertums zu verschaffen,[1]) nach allen Seiten hin auf seine Berechtigung geprüft worden.

An diesem Grundsinn des gesamten althebräischen Schrifttums tritt noch eine besonders bedeutsame Seite zutage, wenn

[1]) Die Namen der betreffenden Alttestamentler und der Wortlaut ihrer Sätze sind in dem genannten Buche zu lesen.

in bezug auf die legitime Religion Israels die Fragen nach ihrem Ursprung und ihrer Entfaltung, speziell deren Richtung aufgeworfen werden.

Der einfache, rückhaltslose Vertreter der grammatisch-historischen Auslegungsmethode kann auf jene Fragen nur die Antwort geben, die auf sie aus allen Teilen jenes Schrifttums, mögen sie der Zeit und der Darstellungsart nach noch so sehr verschieden sein, einhellig herausschallt: Die eigenartige religiöse Stellung Israels unter den Völkern des Altertums nahm ihren Anfang in der gottgewirkten Berufung Abrahams und nahm den Gang ihrer Entfaltung auf Grund von Bezeugungen des Rettergottes in Israels geschichtlichen Erlebnissen sowie längs den Etappen der Wirksamkeit von Rednern, die nach ihrem Bewußtsein in einem geheimnisvollen Verkehr mit der göttlichen Sphäre standen.

Welcher ernste Gegensatz mußte zwischen dem Vertreter dieser Aussagen des althebräischen Schrifttums und der einen Seite des Wellhausenianismus entstehen! An diesem Punkte meiner Untersuchungen trat nämlich hell zutage, daß es einen **doppelten Wellhausenianismus** gibt, den einfach literarkritischen, der nur verschiedene Schichten der israelitischen Überlieferung wegen unleugbarer formalen (hauptsächlich sprachlichen) und inhaltlichen Differenzen der Berichterstattung auseinanderhält, und den religionsgeschichtlichen Wellhausenianismus. Diesen letzteren hat Wellhausen aufgebracht, indem er sich auf den evolutionistischen Standpunkt stellte, wonach die besondere Religion Israels sich von unten nach oben, aus primitiven Anfängen von selbst entwickelt hat, oder wie er ausdrücklich schrieb (s. o. S. 6): „Israel hat sich langsam aus dem Heidentum emporgearbeitet." Diese von Wellhausen vertretene Auffassung der Religionsgeschichte Israels war nicht etwa die natürliche und gerechtfertigte Konsequenz seiner literarkritischen Annahmen. Dies war und ist nur eine Scheinbehauptung der Wellhausenianer, weil sie von der jahwistischen Pentateuchschicht, die sie um 850 ansetzen, nicht die früheren Quellen (s. o. S. 18—21) genugsam aufgesucht und nicht für den Aufbau der älteren Geschichte der legitimen Religion in Betracht gezogen haben. Zu seinem religionsgeschichtlichen Standpunkt kam Wellhausen vielmehr deshalb, weil er die Anschauungen des Hegelianers Wilh. Vatke

annahm. Über diesen bemerkte er ja ausdrücklich: „Vatke ist es, von dem ich das Meiste und das Beste gelernt habe“ (Proleg.[2], S. 14).

Also ebendasselbe kritische Verfahren hat mich einerseits zur prinzipiellen Billigung des literarkritischen Standpunktes der Wellhausenianer, wenn auch nicht ihrer einzelnen literargeschichtlichen Annahmen geführt, und ebendasselbe kritische Verfahren hat andererseits mich zur Verwerfung ihres religionsgeschichtlichen Standpunktes genötigt. In beiden Fällen ist es die gleiche Ehrfurcht vor dem Tatbestand des Quellenbefundes gewesen, welche mir die entgegengesetzte Entscheidung zur wissenschaftlichen Pflicht gemacht hat.

Weil dieser Doppelcharakter des Wellhausenianismus noch von niemand durchschaut oder wenigstens noch nicht öffentlich hervorgehoben wurde, ist es oftmals, wie noch unlängst in Martin Kegels Schrift „Los von Wellhausen!“ (1923), geschehen, daß die mit Wellhausens Namen verknüpfte Behandlung des A. T. einfach, als wenn sie eine ganz einheitliche wäre, in Bausch und Bogen verworfen wurde und noch verworfen wird. In welche doppelt schwierige Lage mußte aber der geraten, der diese zwei ganz verschiedenen Seiten an der Wellhausenianischen Auffassung des A. T. zuerst erkannt hat! Indem er deshalb an der literarkritischen Quellenscheidung teilgenommen, ja sie zu mehreren Malen in eigenen Untersuchungen vertreten hat,[1]) wurde er oftmals von Leuten, wie W. Möller, die niemals eine meiner literarkritischen Beweisführungen vollständig ihren Lesern vorzutragen wagen, bitter bekämpft. Indem er aber andererseits die religionsgeschichtliche Seite an der Wellhausenianischen Anschauung als im Widerspruch mit dem grammatisch-historischen Sinn des althebräischen Schrifttums stehend ansehen mußte, hatte er in eine mehrseitige Auseinandersetzung mit der Wellhausenianischen

[1]) „Historisch-kritische Einleitung in das A. T. mit Einschluß der Apokryphen und der Pseudepigraphen A. Ts.“ (1893, längst vergriffen); ferner „Die moderne Pentateuchkritik und ihre neueste Bekämpfung“ (hauptsächlich gegen Joh. Dahse, 1913); endlich die Abhandlungen „Stimmen Ex 20 24 und Dt 12 8 zusammen?“ in Zeitschrift für die altt. Wissenschaft (1924) sowie „Der generelle Artikel im Hebr.“ (1925), die beide gegen Th. Oestreicher gerichtet werden mußten.

Schule einzutreten, die die Position ihres Meisters als eine einheitliche vertritt, sich gern allein „die kritische“ nennt und nicht ohne Mitwirkung der entwicklungstheoretischen Geistesströmung der letztvergangenen Jahrzehnte bald die weithin herrschende wurde.

Diese Diskussion über die große Frage, ob die legitime Religion des A. T. nach grammatisch-historischer Auslegung desselben mit Recht ihre besondere und zwar bevorzugte Stellung unter den Religionen des Altertums beansprucht, ist von mir in den schon erwähnten Werken „Geschichte der alttestamentlichen Religion“ und „Theologie des A. T.“ geführt worden, in welchem letzteren gegenüber den bloßen Religionsgeschichten von Stade usw. zum ersten Male wieder auch eine wirkliche „Theologie des A. T.“, d. h. eine systematische Darstellung der religiösen Gedanken des A. T. („Vom Ursprung des Göttlichen“ usw. usw.) gegeben wird. Die ganz ins einzelne gehenden Untersuchungen, die dort — mit exakter Angabe aller Namen der Gegner und des Wortlauts ihrer Äußerungen — gegeben sind, will und darf ich hier nicht wiederholen.[1]) Aber dafür will ich hier die Hauptgesichtspunkte hervorheben, die bei der Beurteilung des religionsgeschichtlichen Anspruchs, den die patriarchalisch-mosaisch-prophetische Religion des A. T. erhebt, nicht übersehen werden dürfen.

Zu diesen Hauptgesichtspunkten gehören die folgenden:

a) Der Aufschluß über Ursprung und Art der Kultur eines Volkes ist allemal in erster Linie aus den eigenen Geschichtsquellen dieses Volkes zu schöpfen. Denn die in ihnen berichteten Vorgänge und Auffassungen müßten erst als auf Betrug oder Selbsttäuschung beruhend erwiesen sein,

---

[1]) Wenn J. Hänel, Prophetische Offenbarung (1926), 8 mir vorwirft, daß ich in Jr 4 19 einem vorgefaßten Begriff „zuliebe“ keine Offenbarung gesehen hätte, und dies tut, ohne die Begründung meines Urteils anzuführen und zu widerlegen, ja ohne auch nur den Ort, wo ich davon spreche (in „Der Offenbarungsbegriff des A. T.“, Bd. II, 178), zu zitieren, so daß die Leser meine Begründung nicht vergleichen können, so ist dies ein unwissenschaftliches Verfahren. Meine dort gegebene Begründung lautet aber: „In Jr 4 19 ist nicht von einer seitens Gottes vernommenen Kunde, sondern von einer menschlichen Vorempfindung und Ausmalung der Erfüllung göttlicher Drohungen (V. 3. 9. 17), die Rede.“ Folglich kann auch diese Aussage nicht gegenüber den andern deutlichen Aussagen der Propheten über ihren Offenbarungsempfang von Gott her entscheiden.

ehe sie verworfen werden dürften. Allerdings hat es ja Frd. Delitzsch in seinem Pamphlet „Die große Täuschung", zweiter Teil (1921), S. 17 f. zu behaupten gewagt, daß die Grundanschauung des A. T. von der Gleichheit des Weltengottes mit dem Gott, der sich dann, als nach der titanischen Auflehnung des Menschengeschlechts (Gn 11 1–9) die Verwirklichung eines speziellen Heilsplans zur Zurückführung des Menschengeschlechts beginnen mußte, dem ersten Patriarchen und weiterhin Mose sowie den ihm gleichen (Dt 18 15) Propheten enthüllt hat, erst hinterher von diesen Propheten erdichtet worden sei. Aber erstens spricht das gesamte althebräische Schrifttum, die Geschichtsschreiber, die Gesetzgeber, die Redner, die Dichter und die Weisen, nicht bloß in einstimmigem Chor die Identität des Weltengottes mit dem Gotte Abrahams aus, sondern tut dies auch mit vollkommener Ruhe. Wenn diese biblische Behauptung ein Tendenzprodukt hätte sein sollen, wozu Delitzsch samt seinem antisemitischen Anhang sie machen will, dann würde sie mit dem unwillkürlichen Eifer der Tendenzarbeiter betont und mit Verteidigungsversuchen verknüpft worden sein. Zweitens erlaubt Delitzsch sich, die Propheten zu Urhebern dieser angeblichen Täuschung ihres Volkes und der Menschheit zu machen, und doch protestierten sie gegen Begriffsverdrehung und Illusion mit erschütternden Worten (Jes 5 20 f.)[1]), was freilich Delitzsch völlig totschweigt, und diese Männer kämpften gegen die Volkspropheten als „Lehrer des Trugs" (Jes 9 14/15), deckten überhaupt so viele religiöse, sittliche und soziale Irrtümer auf, stellten auch insbesondere die Rechtsvergewaltigung an den Pranger (1 17 usw.). Drittens wenn der Gott Abrahams und Israels auch nur z. B. gleich dem moabitischen Nationalgott Kamos gewesen wäre, warum würde nicht dieser zum „Schöpfer der Welt und Gott der Gerechtigkeit" geworden sein? Schon Wellhausen hat ja ausdrücklich zugestanden,[2]) daß er von seinem Standpunkt aus keine Antwort auf diese Frage wisse. Die Geister wie Amos, Jesaja, Jeremia,

[1]) „Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die aus Sauer süß und aus Süß sauer machen! Wehe denen, die nur bei sich selbst weise sind und halten sich selbst für klug!"

[2]) Wellhausen in „Die Kultur der Gegenwart" I, Teil 4, S. 15.

aber wußten die Antwort, weil sie nun einmal nach hundert negativen und positiven Beweisen (vgl. Theol. des A. T.[4] 59—81) auf unerschütterliche Weise von ihrer wahrhaft göttlichen Beauftragung überzeugt waren, — wie dieses ihr Bewußtsein ja auch keineswegs das einzige Geheimnis im Universum bildet.

Aber was Delitzsch demnach mit vollem Unrecht laut ausgesprochen hat, daß die eigenen Quellen Israels für die Erkenntnis der religionsgeschichtlichen Stellung Israels unmaßgeblich seien, das wird in mancher modernen Konstruktion der Religionsgeschichte Israels stillschweigend als Rezept verwendet. Denn in diesen modernen Darstellungen wird z. B. das alttestamentliche Prophetentum aus primitiven Anfängen abgeleitet, werden die selbständigen, einer direkten Berufung sich klar bewußten Propheten mit den Prophetenjüngern verwechselt, während z. B. Amos scharf betonte: „Ich war kein Prophet (d. h. gehörte nicht zu den berufsmäßigen Volkspropheten) und kein Prophetensohn (d. h. kein Prophetenjünger), da nahm mich der HErr von hinter der Herde weg“ (7 14 f.). In diesen neuen Religionsgeschichten beginnt die besondere Religion Israels auch erst mit den Schriftpropheten oder höchstens mit Mose, während die Schriftpropheten (Amos usw.) nur Reformatoren sein wollten, und Mose den Gott der Väter verkündete. Nach diesen neuen Darstellungen war Jahwe zunächst ein Gott der Wüste und wurde er erst in Kanaan ein „Ackerbaugott“. Nach ihnen wurde Israels Gottesglaube überhaupt erst aus dem der Kanaaniter „bereichert“, während nach den Quellen schon Josua gegenüber dem kanaanitischen Götzendienst erklärte: „Ich aber und mein Haus wollen Jahwe (dem ewigen und getreuen Gott) dienen“ (24 15). Und wie hätte Israel überhaupt den Strom der kanaanitischen Kultur zurückdämmen können, wenn in ihm nicht ein höherer Gottesbegriff lebendig gewesen wäre, und wenn nicht eine Erfahrung ohnegleichen ihm als die nachhaltige Kraftquelle seines sieghaften Ringens gesprudelt hätte! Auch in vielen andern Dingen wird, wie meine „Geschichte der alttestamentlichen Religion“ nachweist, von manchem neuerdings über die Religionsgeschichte Israels so gesprochen, als wenn dessen eigene Quellen gar nicht existierten.

b) Diese Ignorierung der eigenen Quellen Israels, die man bei der Prüfung mancher hierhergehörigen modernen

Darstellungen beobachten kann, muß noch in bezug auf eine mehr innere Sphäre beleuchtet werden. Nach den Quellen hat die legitime Religion Israels schon auf ihrer patriarchalischen Stufe mythologische Vorstellungen abgestoßen. Denn daß die Mythen von Adapa, der dem Südwind die Flügel zerbrach, oder von der Hadesfahrt der Ischtar, oder von der Vermählung der Hadeskönigin Ereschkigal mit dem Kriegs- und Pestgott Nergal, oder vom Kampf des Erdengottes Enlil mit dem Ungeheuer Labbu, oder von den sieben bösen Dämonen, oder vom Tammûz[1]) in der israelitischen Literatur keine Reproduktion gefunden haben, ist eine gewichtige Tatsache. Aber während ich dies in andern neueren Büchern über die Religionsgeschichte Israels nicht erwähnt gefunden habe, sind viele neuere sehr geneigt, Spuren von fremder Mythologie in alttestamentlichen Stellen zu finden. Um ein einziges Beispiel anzuführen, so ist in Ps 104 5–9 für den einen „das Mythologische noch ein leise spürbarer Einschlag", wird ein zweiter durch „schelten" an „das Dräuen Marduks" erinnert, spürt ein Dritter noch ein „Wetterleuchten der Weltschöpfungsmythen Babyloniens", und meint ein Vierter: „Eine Spur des Alten ist es hier, daß noch von einem Losfahren des zornentbrannten Gottes gegen das wilde Gewässer hier gesprochen wird." Aber das im Texte stehende „schelten" kann nur ein laut und energisch ausgesprochenes Verbieten meinen, und vom Zorn Gottes ist in der Stelle gar nicht die Rede.[2]) Die Sachlage ist also diese. Die Vertreter der zu Recht bestehenden Religion Israels haben die Verbindung mit dem mythologischen Denken der Umwelt gelöst, wie sie ja auch die Verirrungen zum Kultus fremder Götter bitter beklagt (z. B. in Hes 8 14) und diese fremden Götter sogar verspottet haben (Jes 46 1 usw.). Und da soll der jetzige Ausleger ihrer Schriften ein Recht besitzen, jene zerrissene Verbindung wieder durch Flickfäden neu herzustellen? Nein, das ist nur Verletzung der grammatisch-historischen Auslegungsmethode.

---

[1]) Übersetzt z. B. bei Arthur Ungnad, Die Religion der Babylonier und Assyrer (1921), 61 ff.

[2]) Die Belege mit allen Namen und eine Beurteilung vieler anderer mythologisierender Auslegungen der neuesten Kommentare kann man in „Die Psalmen, eingeleitet, übersetzt und erklärt" (1927) finden.

c) Diese moderne Hinneigung dazu, bei der Darstellung der Kulturgeschichte Israels die eigenen Geschichtsquellen dieses Volkes beiseite zu lassen oder sie wenigstens mit Verletzung der richtigen Auslegungsprinzipien umzudeuten, reicht so weit, daß sie kaum auch nur durch einzelne Beispiele veranschaulicht werden kann. Denn diese Neigung führt

α) auch weiter zur Deutung der althebräischen Texte nach dem Milieu. Um einen einzigen Beleg herauszugreifen, in bezug auf den *'Immanu'ēl* wird in Jes 7 15a ausgesagt: „Dickmilch und Honig wird er essen." Diese beiden Nahrungsmittel bezeichnen nach der authentischen Erklärung von V. 17 und 22 die Produkte des von den Feinden (V. 18f.) verwüsteten Landes Juda.[1]) Ferner bezeichnet *chem'á* nicht „die gewöhnliche Speise eines kleinen Kindes" (Jak. Barth), denn es bezeichnet nicht „Milch", wie man ja aufs deutlichste daraus erkennt, daß es in Gn 18 8 neben *chaláb* „Milch" steht. Es bezeichnet „dicke, geronnene Milch" auch nach dem Assyrischen und Arabischen. Aber mancher sagt jetzt, es bezeichne „Sahne" und in Babylonien müsse es als eine den Göttern willkommene Speise angesehen worden sein. „Daß die Vorstellung auch altisraelitisch gewesen ist, beweist die Bezeichnung des Landes der Verheißung als des Landes, wo Sahne und Honig fließt." Der betreffende Ausleger hat dabei aber ganz übersehen, daß in der von ihm gemeinten hebräischen Redensart immer *chaláb* „Milch" (Ex 3 8 usw. neunzehnmal) und nicht *chem'á* steht. Schadet nichts, das Götterkind *'Immanu'ēl* wird mit geronnener Milch aufgezogen! Der hohe Zweck, das A. T. aus dem Milieu zu erklären, läßt über solche Unnatürlichkeiten hinwegsehen.

β) Ein spezieller Fall von dieser Erklärungsart ist die Auffassung der und jener Partie im althebräischen Schrifttum als eines „Lehngutes". Die Beantwortung der Frage, ob und inwieweit es solches im A. T. gibt, kann aber gewiß nicht besser, als an die biblische Sündfluterzählung in Gn 6 9—8 22 angeknüpft werden. Denn diese wird neuerdings allgemein als aus der babylonischen Darstellung der großen Flut entlehnt hingestellt. Wie nun ist das faktische Verhältnis der beiden Erzählungen beschaffen? Um aus der langen Reihe von Mo-

[1]) Wie diese Sachlage neuestens mit Unrecht beseitigt werden soll, zeigt mein Jesajakommentar (1926), 115, Anm. 1.

menten, mit denen man die biblische Erzählung als entlehnt erweisen will, das scheinbarste herauszuheben, so ist es die Episode von der Aussendung der Vögel. Denn als zum ersten Male aus dem Keilschrifttext entziffert wurde, daß auch nach dem babylonischen Bericht Vögel ausgesendet worden seien, um die Abtrocknung des Erdbodens zu erkunden, da lief es wie ein Schrei durch die Kulturvölker, daß das Original des biblischen Flutberichts gefunden worden sei. Aber erstens ist an die Tatsache zu erinnern, daß auch sonst im Altertum Vögel von den Schiffern ausgesendet wurden, die sich von der Richtung, in der das Festland liege, und von dessen Nähe Kunde verschaffen wollten, wie z. B. die Argonauten zu diesem Zwecke Tauben ausfliegen ließen. Zweitens wird oft übersehen, daß die babylonische und die hebräische Darstellung sich in bezug auf die erwähnte Episode voneinander unterscheiden. Denn der Babylonier sandte nacheinander eine Taube, eine Schwalbe und einen Raben, aber Noah nach Gn 8 7–12 einen Raben und drei Tauben hintereinander aus.

Das führte mich zu der Frage, die von den andern gar nicht gestellt wird: Was nur von der babylonischen Fluterzählung könnte durch die Hebräer entlehnt worden sein? Darauf kann nur folgende Antwort gegeben werden: Entlehnt könnte nur das bloße Gerippe eines Berichts über die große Flut sein, nämlich nur etwa diese Sätze, daß das Herannahen einer die sündige Menschheit vernichtenden Überschwemmung einem der Gottheit wohlgefälligen Menschen enthüllt wurde, daß dieser ein Fahrzeug bauen solle und gebaut hat, daß er es mit seiner Habe belud und beim Hereinbrechen der Flut es bestieg, daß die Überschwemmung immer höher stieg und dann sich wieder senkte, daß mehrere Vögel ausgesendet wurden, daß das Fahrzeug auf einem Berggipfel landete, und daß von den Geretteten ein Dankopfer dargebracht wurde. Alle Einzelheiten der beiden Darstellungen (der Name des Fluthelden; die Maße des Fahrzeuges, das bei den Babyloniern als ein Schiff mit einem besonderen Schiffslenker bezeichnet wird; usw. in meinem Genesiskommentar) sind ja bei den Babyloniern und den Israeliten verschieden. Nicht bloß also müßte man den Geist des Monotheismus und einer edleren Religiosität anstaunen, der den vielgötterischen Hintergrund der babylonischen Vorlage mit ihrem Götterzank und

mit ihrer unzarten Behandlung des Göttlichen — denn dort läßt man die Götter „geduckt wie Hunde an der Außenmauer niederkauern“ und die Göttinnen wie Gebärende schreien — zu beseitigen gewußt hätte, sondern man müßte sich auch wundern, weshalb alle Einzelheiten verändert worden wären. Das kahle Gerippe aber, auf das man also die beiden in Rede stehenden Flutdarstellungen reduzieren muß, um ihre Gleichheit und genetische Zusammengehörigkeit behaupten zu können, das braucht nicht auf Entlehnung zurückgeführt zu werden. Das kann viel natürlicher als ein Erbgut zunächst der semitischen Völkerschaften verstanden werden.

Deshalb habe ich in meinem Genesiskommentar, wo auch der ganze keilschriftliche Flutbericht mit allen seinen Einzelheiten gelesen werden kann, anstatt der jetzt herrschenden Entlehnungstheorie vielmehr die Vererbungstheorie empfohlen. Außerdem habe ich mehrmals auf die Tatsache der Parallelerscheinungen in der Kulturgeschichte hingewiesen, die ja auch in der Sprachentwicklung oft deutlich hervortreten, wie z. B. sowohl in den semitischen als auch in den indogermanischen Sprachen auf ihren späteren Entwicklungsstufen die Erscheinung auftritt, daß alte Akkusativformen wegen ihrer allgemeinen Bedeutung schließlich zu neuen Nominativen geworden sind.[1])

Zu diesem Hinweis auf die Tatsache der Parallelerscheinungen gab mir hauptsächlich die Kritik Anlaß, die an Frd. Delitzschs Vortrag über „Babel und Bibel“ (1902) zu üben war, und die zuerst in meiner Gegenschrift „Bibel und Babel“ (10. Aufl. 1903) unternommen wurde. Um aus dieser Debatte ein einziges bedeutsames und direkt hierher gehöriges Moment in Erinnerung zu bringen, so stellte Delitzsch den Satz auf: „Als die zwölf Stämme Israels in Kanaan einfielen, kamen sie in ein Land, welches vollständig eine Domäne der babylonischen Kultur war.“ Aber hat er mit seinem Hinweis auf die Amârnabriefe (um 1400), wonach ägyptische Statthalter in Kanaan mit ihrem Oberherrn in babylonischer Keilschrift und Sprache korrespondiert haben, und auf andere Umstände, die alle im einzelnen von meiner Gegen-

[1]) Vgl., daß das hebräische *'ársā* „erdwärts“ auch „das Land“ heißt (Jes 8 23) usw. usw. auch arabische Beispiele in § 269 meiner komparativen Syntax mit dem neugriechischen ἡ πατρίδα „die Heimat“ usw. ebenda!

schrift geprüft werden, seinen Satz, daß das Land Kanaan, in das Israel aus Ägypten zurückkehrte, eine „vollständige Domäne der babylonischen Kultur war", als der geschichtlichen Wirklichkeit entsprechend erwiesen? Nein, bei der Aufstellung und immer erneuten Wiederholung dieser Behauptung sind folgende Tatsachen übersehen worden: Wenn auch die Kanaaniter im diplomatischen Verkehr und weiterhin sich der babylonischen Sprache und der zu ihr passenden Keilschrift bedienten, so besaßen sie doch schon damals eine eigene Sprache, wie die kanaanitischen Worte beweisen, die in den Amârnabriefen zu babylonischen Ausdrücken als Erläuterungen hinzugesetzt sind. Ferner hatten die Kanaaniter eine eigene Schrift, was durch die Entdeckung von Inschriften auf der Sinaihalbinsel bestätigt worden ist. Ferner gebrauchten sie die entgegengesetzte Schreibrichtung gegenüber der von links nach rechts laufenden Schreibrichtung der Babylonier. Viertens besaßen die Kanaaniter Monatsnamen, die zwar bei den Hebräern der älteren Zeit, aber nicht bei den Babyloniern begegnen. Auch spricht Delitzsch willkürlich von der kanaanitischen Religion „mit ihrem Gott Tammûz", denn sie kennt nur den Gott Adon, und der Mythus von diesem war mit dem Mythus vom babylonischen Tammûz nicht identisch, wie diese Differenzen und noch andere in meinem Schriftchen „Die moderne Babylonisierung der Bibel" aus den Quellen nachgewiesen worden sind. Denn als Delitzsch sein „Babel und Bibel" 1921 noch einmal herausgegeben hatte, verlangte es die wissenschaftliche Pflicht, daß ich ihm eine elfte Auflage meiner Gegenschrift nach dem neuesten Standpunkt der Forschung unter dem angegebenen Titel 1922 entgegenstellte.

Also die komparative Methode der neueren Wissenschaft ist selbstverständlich zu pflegen. Aber die Vergleichung muß allseitig sein, damit die Anwendung jener Methode nicht zur Nivellierung führe. Das Vergleichen darf nicht zum Ausgleichen werden. Die wahre Kulturgeschichtsforschung hat die Aufgabe, eine eigenartige Kultur, so weit eine solche dem allseitigen Forscherblick entgegentritt, gegen Verkennung zu schützen.

γ) Leider betätigt sich in der neuesten Zeit die Neigung, vom Texte der betreffenden, also zunächst der althebräischen Quellen wegzufliehen, noch auf andere Art. Viele meinen,

hinter den Text blicken zu dürfen, indem sie an seine Stelle vorausgesetzte prähistorische Verhältnisse und Meinungen Israels über eine betreffende Sache setzen. Ein Beispiel wird dieses Verfahren sofort klarmachen. Die sogenannte Schwagerehe, die zuerst in Gn 38 8 bei Judas Söhnen und der Thamar begegnet, ist nach allen Texten, die im A. T. davon sprechen, eine sozial-moralische Institution, die einem ohne Sohn verstorbenen Bruder seine Stellung im Volksverbande bewahren soll.[1]) Diese Einrichtung ist also bei den in Gn 38 8 ff. (jahwistisch) usw. zu Worte kommenden Hebräern in eine höhere Sphäre erhoben, selbst gesetzt den Fall, daß die Vorfahren Israels jemals früher einen Zusammenhang dieser Institution mit dem Ahnenkult gekannt hätten. Welche Verkennung des Sinnes der im israelitischen Schrifttum von der Leviratsehe handelnden Texte ist es also, wenn manche Neuere[2]) nicht von dem in den Texten vorliegenden Sinn dieser Sitte sprechen, sondern sie nur als ein Anzeichen von Ahnenkultus bei den Hebräern ausmünzen! Nein, den in den althebräischen Texten vorliegenden Aussagen ist nicht ein vorgeschichtlicher Charakter aufzuprägen, wie es von der jetzt herrschenden Richtung oftmals geschieht.

Aber nicht nur eine Verletzung der grammatisch-historischen Auslegungsprinzipien mußte ich in vielen Fällen beklagen, in denen ich neuerdings diese Beiseiteschiebung des Textes zugunsten eines prähistorischen Datums beobachtete, sondern auch eine Verirrung der Untersuchung auf ein unsicheres Terrain. Denn der von Neueren vielmals vorausgesetzte frühere Charakter irgendeines Momentes der vorliegenden Textaussagen kann niemals konstatiert werden. Oder muß das Israel der alttestamentlichen Zeit auf der und jener primitiven Anschauungsstufe gestanden haben? Das kann schon bei manchem andern Volke nicht zweifellos behauptet werden. Am wenigsten aber ist es bei Israel möglich. Denn bei diesem Volke ist folgendes nicht zu vergessen. Da es nach seiner Religion, diesem zentralen Faktor der Kultur, sich unleugbar aus seiner genealogischen und geographischen Umgebung heraushebt, ist es eine natürliche Annahme, daß es dies auch über-

[1]) Auch in der Zeitschrift „Jeschurun" (1926), 490 gut ausgeführt.
[2]) Wie z. B. Stade, Geschichte des Volkes Israel I, 393 f.

haupt in bezug auf geistige Momente der Kultur tut. Den Geist, das zentrale Licht einer Kultur, darf man bei der Würdigung ihrer einzelnen Stadien nicht außer Betracht lassen. Deswegen ist es beim alttestamentlichen Israel am wenigsten sicher, daß der Idee, die nach dem Texte mit einer Institution, einer Gesetzesvorschrift usw. verknüpft ist, früher in Israel eine primitive, äußerlich-körperliche, magische Auffassung vorangegangen ist. Folglich muß ich bei der Flucht manches alttestamentlichen Exegeten hin nach dem „Prähistorischen" (insbesondere Dynamistischen oder Magischen) immer an die Flucht in den leeren Raum denken. Eine solche ist aber für die Wissenschaft gefährlich, denn der Raum könnte auch luftleer sein, und der Wissenschaft könnte in ihm der Atem ausgehen.[1])

δ) Ein Seitenstück zu dieser soeben besprochenen Verletzung der grammatisch-historischen Auslegungsmethode ist die Eschatologisierung alttestamentlicher Aussagen. Nämlich neben der Neigung, von der in einem Texte vorliegenden Gegenwart in die Vergangenheit abzuschweifen, macht sich jetzt auch die Gewohnheit geltend, Aussagen von der in ihrem Texteszusammenhang gemeinten Zeit in die Zukunft hineinzudeuten. Suche ich die zuletzt erwähnte Gewohnheit sofort an einer Probe zu veranschaulichen!

Ps 47 beginnt mit folgenden Zeilen: „[2a] O alle Völker, klatscht in die Hände, [2b] jauchzt Gott mit Jubelstimme zu! [3a] Denn Jahwe ist Ehrfurcht einflößender höchster Gott, [3b] ein großer König über die ganze Erde. [4a] Er trieb Völker unter unsere Herrschaft [4b] und Völkerschaften unter unsere Füße. [5a] Er erwählte uns unsern Erbbesitz, [5b] den Stolz Jakobs, den er liebt. [6a] Emporstieg zum Throne Gott unter Jauchzen, [6b] Jahwe unter Posaunenschall." Wovon ist da gesprochen? Nach der gewaltigen Rettertat, durch die der Ewige sich in grundlegender Weise als der Erlöser Israels erwiesen hatte,

---

[1]) Übrigens wenn jemand betont, daß er das hinter den Gedichten liegende Leben oder Persönliche herauszuarbeiten strebe (vgl. meinen Psalmenkommentar 80, Anm. 1), so verbirgt sich auch darin ein solches Blicken hinter den Text, und wenn ein anderer die Worte „zum Reden bringen" will (Gunkel im Vorwort zum Psalmenkommentar), so ist das entweder nur eine volltönende Redensart für „auslegen" oder ebenfalls die Einschiebung eines falschen Faktors an die Stelle des Textes.

bestieg er gleichsam einen neuen Thron (V. 9f.), nämlich zur Beherrschung des speziellen Gottesreiches, in welchem die von ihrem tausendfachen Wohltäter wegirrende Menschheit wieder gesammelt werden soll. Deshalb klang auch der Triumphgesang, den Israel nach seiner Loskettung vom ägyptischen Joche anstimmte, in den Huldigungsruf „Jahwe soll König sein für immer und ewig" (Ex 15 18) aus, und deshalb ist vom „Königsjubel" für den Ewigen auch in Nm 23 21 und von seiner Königsstellung in Jeschurûn (Dt 33 5) gesprochen. Oder gibt der Text ein Recht zu der Behauptung, daß es sich in Ps 47 um „die Endzeit handelt" (Kittel)? Das soll „trotz der Perfekte aus V. 4 und 10 hervorgehen", denn „was hier geschildert werde, sei zu keiner Zeit der Geschichte wirklich geworden, sondern werde erst von der Zukunft erhofft". Das hält vor einer objektiv-historischen Auslegung des Textes nicht stand. Denn Jahwe hat wirklich bei der Herausführung Israels aus Ägypten Völker unter Israel niedergezwungen und Völkerschaften sogar unter seine Füße gelegt, wie in V. 4 gesagt ist. Er hat ja den Ägyptern gegenüber Israel eine Niederlage bereitet, hat diesem Volke den Sieg über die Amalekiter und über die Amoriter von Hesbon sowie Basan verliehen, hat die kanaanitischen Völkerschaften dem Volke Israel „unter die Füße gelegt" (Ps 47 4b; Jos 10 24). Auch die Willigen, die sich nach V. 10 als das Volk des Gottes von Abraham — nicht als „das Volk Abrahams" (Kittel) — versammelt haben, können aus der wirklichen Geschichte verstanden werden. Denn ein Psalm der Korahiden konnte auch z. B. aus der Zeit Maleachis stammen, der als Worte des Ewigen sprach: „Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang ist mein Name groß unter den Nationen" (1 11). Mit Recht haben doch auch die Alten[1]) und auch z. B. Duhm die Perfektformen vergangenheitlich übersetzt und nicht präsentisch (Kittel) wiedergegeben. Folglich wird der Sinn des Textes verkannt, wenn man vom „messianisch-eschatologischen Charakter" (Kittel) des 47. Psalms spricht. Solche Konsequenzen der neuerdings Propaganda treibenden Eschatologisierung alter Texte habe ich in meinem soeben erschienenen Psalmenkommentar leider viele kritisieren müssen.

d) Nun bleiben nur noch formelle Punkte übrig, gegen

[1]) LXX: *συνήχθησαν;* Peschîṭâ: Perfekt; Vulg.: congregati sunt.

die ich aus Treue gegen die grammatisch-historische Auslegungsmethode oftmals Einspruch erheben mußte, und doch gehört dieser Kampf noch zur vollen Charakteristik meiner Teilnahme an der wissenschaftlichen Erforschung des A. T. Es sei also gestattet, wenigstens einige Schlaglichter auf diese leider vielfach notwendigen formalen Zurechtstellungen fallen zu lassen!

α) Da kann in Anknüpfung an das Vorhergehende zunächst von der jetzt weithin grassierenden Vernachlässigung der Zeitwortsformen gesprochen werden. Aus hundert Fällen, die in meinen Kommentaren zu Jesaja (1926) und zu den Psalmen (1927) leider beklagt werden mußten, sei der folgende hier vorgeführt! In Ps 110 ist unstreitig eine Weissagung für den dort angeredeten König ausgesprochen, und wie das „bis ich legen werde" (V. 1b) auf die Zukunft hinweist, so selbstverständlich auch die darauf aufgebaute folgende Aussage über das Verhalten des HErrn. Demnach meint V. 2a: „Der HErr wird (also) das Szepter deiner Macht hinausstrecken," und das *jischlach* ist auch in LXX durch *ἐξαποστελεῖ* (Vulg.: emittet) wiedergegeben worden. Sollte man da folgendes für möglich halten? Von den neueren Erklärern hat keiner das Futurum, sondern sie setzen entweder das nivellierende Präsens (Nowack usw., wie alle Namen in meinem Kommentar genannt sind), oder sie modeln V. 2a nach 2b und schreiben „Strecke aus!", der neueste dichtet gar „Dein machtvolles Szepter strecke aus, du Gott von Zion!" und einer streicht 2a als „incongruous", als wenn V. 2a und 2b nach der gleichen Schablone gebaut sein müßten.

β) Von meinen weiteren Beiträgen zur Verbesserung der formellen Erklärung des A. T. will ich keine Beispiele vorführen, da doch die Summe dessen, was in der „komparativen Syntax" und in der „Stilistik, Rhetorik, Poetik" an Direktiven entfaltet ist, auch nicht zum tausendsten Teil hier angedeutet werden könnte. Es bedarf auch nicht meiner eigenen Worte. Glücklicherweise kann ich anstatt ihrer einen Satz eines so autoritativen Kollegen, wie Otto Procksch (Erlangen) es ist, anführen. Er schreibt im Theol. Literaturbericht 1921, 91 über meinen Genesiskommentar: „Jeder Kommentator wird gut tun, die eigene Übersetzung in der strengen Schule des Altmeisters der alttestamentlichen Wissenschaft nachzuprüfen."

Aus allen Angaben, die in Kap. III (S. 13 ff.) über die Entstehung der speziellen Art meiner Mitarbeit auf dem alttestamentlichen Gesamtgebiete gemacht werden mußten, kann aber kein anderes Schlußergebnis als dieses Urdatum meines wissenschaftlichen Bewußtseins hervorleuchten: Zugleich Quellpunkt und zugleich Charakter meiner selbständigen Stellung in der alttestamentlichen Forschung sprudelte mir aus der Erkenntnis des wahren Begriffs der Kritik und aus dem vollen Gehorsam gegen die Grundsätze der grammatisch-historischen Auslegungsmethode. Daher ist es gekommen, daß ich bei meiner Mitarbeit so oft gegen den Strom schwimmen mußte.

Das Bild von meiner wissenschaftlichen Lebensarbeit, das auf diesen Blättern entworfen werden soll, würde aber allzu lückenhaft sein, wenn nicht noch zwei abschließende Kapitel hinzugefügt würden.

IV.

Der organische Zusammenhang meiner literarischen Tätigkeit.

Wer z. B. in Kürschners „Deutscher Gelehrten-Kalender" oder in einem *„Who's who?"*, wo mir auch „five daughters" instead of „four" zugeschrieben sind, die Aufzählung meiner Schriften überblickt, der wird leicht den Eindruck eines Konglomerats bekommen. So ist es, teils weil ich selbst es nicht gewagt habe, meine Bücher in organisch zusammengehörigen Gruppen aufzuzählen, und teils weil die Redaktion da, wo eine solche Gruppierung von mir gegeben war, hinterher die Bücher nach dem mehr mechanischen Gesichtspunkt der chronologischen Reihenfolge aneinander gereiht hat. Diesen Eindruck meine ich aber sicherlich verscheuchen zu können, wenn ich meine literarischen Produkte nach ihrem Zusammenhang mit den Hauptrichtungen meiner Lebensarbeit anordne.

1. Daß vor allem meine oben (S. 9—13) aufgeführten sprachlichen Arbeiten und die Schriften, die hauptsächlich mit Verwendung des Sprachbeweises zur Literarkritik und zur Exegese von Teilen des A. T. von mir verfaßt worden sind, innerlich zusammenhängen, bedarf keiner weiteren Beweis-

führung. Aus dem Streben nach rein grammatisch-historischer Auffassung des althebräischen Schrifttums gingen aber auch die Bücher hervor, mit denen ich den echten religionsgeschichtlichen Sinn und das ethische (überall psychologische Vermittlung voraussetzende, nicht „magische") Niveau der alttestamentlichen Literatur an das Licht stellen will. Diese Gruppe meiner Arbeiten reicht von „Die Hauptprobleme der altisraelitischen Religionsgeschichte" usw. bis „Theologie des A. T." (oben S. 24), und sie umfaßt auch das Schriftchen „Sexuelle und verwandte modernste Deutungen des A. T." (1922), worin auch die psycho-analytischen Auslegungen geprüft werden, die von Schülern Freuds (in Wien) in bezug auf Hauptmomente des alttestamentlichen Inhalts vorgetragen worden sind.

2. Aber auch andere Gruppen meiner Publikationen sind nur die Ausstrahlungen meiner durch sprachliche und kritische Untersuchungen gewonnenen Grunderkenntnis (s. o. S. 24 f.), daß dem althebräischen Schrifttum ein höherer Wert zukomme, als von der herrschenden Wellhausenianischen Richtung der Alttestamentler ihm zugeschrieben wird.

Mit der deshalb mir zur wissenschaftlichen Pflicht gewordenen Abwehr der Auffassung des A. T. nach dem Milieu (s. o. S. 31 f.) hing indirekt der Kampf gegen dessen Babylonisierung zusammen (s. o. S. 33 f.).

Die mir also nach meiner festen wissenschaftlichen Überzeugung und als Teil meines akademischen Berufs obliegende Pflicht, das althebräische Schrifttum in seiner geistesgeschichtlichen Stellung zu schützen, mußte mir weiter auch die Aufgabe stellen, daß ich dieses Schrifttum gegen antisemitische Verkennung oder gar Beschimpfung verteidigte. Als der Antisemitismus nicht nur über das Stadium, worin er die Juden der Jetztzeit für die Tat eines Teiles der Zeitgenossen Jesu bestraft wissen wollte — was nur noch Frd. Delitzsch auszusprechen wagte[1]) —, sondern auch über den Rassenantisemitismus eines H. St. Chamberlain hinaus in sein neuestes Entwicklungsstadium fortschritt, in welchem er die Religionsbücher der Juden als sein hauptsächlichstes Waffenarsenal zu verwerten anfing, da habe ich — auch in meinem ununterdrückbaren Widerwillen gegen

[1]) Frd. Delitzsch, Die große Täuschung. Erster Teil (1920), S. 74. 94. Vgl. Ed. König, Frd. Delitzschs „Die gr. T." kritisch beleuchtet (3. Aufl. 1921), S. 103!

alle Ungerechtigkeit — das Wort ergreifen müssen. So ist es zu folgenden Veröffentlichungen gekommen: „Das antisemitische Hauptdogma“ (1914), „Das Obergutachten im Gotteslästerungsprozeß Fritsch“ (1918), die nächstens gedruckte Broschüre „Der neue Marcionitismus“ und ein Artikel „Zum Kampf um das A. T.“ gegen E. L. Schellenberg in der Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung (24. Dez. 1926).

Eine indirekte Wirkung ebendesselben Strebens, Quellen für die richtige Darstellung der Geschichte Israels aufzudecken, veranlaßte mich, die Echtheit der Mesa-Inschrift nachzuprüfen. Als hauptsächlich der Arabist Gu. Jahn sie als unecht erweisen zu können meinte, untersuchte ich den Tatbestand in einer Abhandlung der Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft (1905, S. 233—51. 743—56; 1906, S. 703). Daß diese Darlegungen die Echtheit der Inschrift begründet haben, wird auch von Kautzsch in seiner Grammatik (1909), § 2, 3 und von Sellin, Geschichte des israelitisch-jüdischen Volkes I (1924), 216 ausdrücklich anerkannt, und dies ist auch das Urteil der jetzigen Redaktion der ZDMG. (G. Steindorff), weil sie, als ich ihr eine neue Untersuchung der Frage anbot, Anfang Januar 1925 an mich schrieb, daß „für die ZDMG. die Sache [die Echtheit der Mesa-Inschrift] eine *res iudicata* sei“. Dabei konnte ich mich aber nicht beruhigen, weil eine umfangreiche Bestreitung der Echtheit von Rup. Storr[1]) erschienen war, und mein Pflichtbewußtsein es nicht zuläßt, daß ich mich auf eine Quelle, die als unecht hingestellt worden ist, im akademischen Vortrage oder sonst berufe, ohne daß ich die neuen Angriffe auf ihre Haltbarkeit geprüft habe. Ich wenigstens wollte mich, wie es schon brieflich geschehen war, nicht wieder fragen lassen, ob ich mich denn auf die Mesa-Inschrift berufen dürfe. Deshalb veröffentlichte ich meine der ZDMG. angebotene Untersuchung nunmehr in der Monatsschrift „Jeschurun“ (1925), S. 186—97 und 276—88 (Separatabzüge sind in Berlin N 24, Linienstr. 147 zu haben).

3. Was aber würde alle Höhe des biblischen Inhalts der menschlichen Kultur nützen, wenn er nicht anerkannt würde? Unter dem wuchtigen Eindruck dieser sich selbst verneinenden

---

[1]) „Die Unechtheit der Mesa-Inschrift“ (in „Tübinger Theol. Quartalschrift“ 1917/18).

Frage geschah es, daß, als um das Jahr 1889 durch die Theologie Franks, durch Veröffentlichungen Ritschls, Erich Haupts und anderer eine Diskussion über den Begriff der religiösen Glaubensleistung angeregt wurde, auch ich mir über diesen Begriff klar zu werden suchte und in die Debatte mit folgenden Veröffentlichungen eingriff: „Der Glaubensakt des Christen nach Begriff und Fundament“ (1891), „Die letzte Instanz des biblischen Glaubens“ (1892, beide bei Deichert in Leipzig erschienen) und „Der biblisch-reformatorische Glaubensbegriff und seine neueste Bekämpfung“ (in der Neuen kirchlichen Zeitschrift 1908, 222 ff.), eine Auseinandersetzung mit Wilh. Herrmann, der ebenfalls leider in psychologischer Unklarheit immer vom „Vertrauen“ reden zu dürfen meinte, ohne die Grundlage des Vertrauens ins Licht zu stellen, und deshalb den in der Bibel und den reformatorischen Bekenntnissen vorliegenden Begriff des Glaubensaktes als eine des Menschen unwürdige Leistung bezeichnete. In diesen meinen Arbeiten ist zunächst das eingehend aus den Quellen und aus der Sprachgeschichte dargelegt, daß das Zeitwort „glauben“ nach seinem Anknüpfungspunkt (weil es z. B. dem „gesehen und gehört haben“ 1 Joh 1 1 entspricht), nach seinem hebräischen, griechischen und lateinischen Äquivalent, nach seiner eigenen Wurzelbedeutung (= mitdecken, miteintreten für ein Zeugnis), nach seiner neutestamentlichen Definition (Hebr 11 1) und nach seinem im Sprachgebrauch hervortretenden Wechsel mit andern Zeitwörtern[1]) den Begriff des vollkommenen Überzeugtseins verkörpern wollte. Insbesondere ist — meines Wissens zum ersten Male — als eine interessante Tatsache dies von mir betont und auf seine wahrscheinlichen Ursachen zurückgeführt worden, daß das hebräische (50maliges *he'emîn*), griechische und lateinische Wort für unser galoupian und dieses selbst in ihrem Sprachgebrauch nur den soeben erwähnten Begriff ausdrücken, und daß jene Zeitwörter erst in neusprachlichen Tochterformen (croire, believe, glauben) das Schicksal abgegriffener Goldmünzen erlitten haben und zu Darstellungen des Begriffes „meinen“ geworden sind.[2])

[1]) Confessio Augustana 20, § 22—26: „Wer da weiß, daß er durch Christus einen gnädigen Vater hat“; „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“.

[2]) Daß diese meine Aussaat nicht bloß auf steinigen Boden gefallen ist, durfte ich voriges Jahr in sehr eindringlicher Weise erfahren. Als ich da in Leipzig war, blieb eines Tages ein älterer Herr auf der Straße

Im Hintergrunde dieser neueren Bemängelung des von Bibel und Reformation gemeinten Glaubensaktes stand und steht das Vordringen des Voluntarismus, wie es sich in Schopenhauers „Die Welt als Wille und Vorstellung", Ed. von Hartmanns „Philosophie des Unbewußten" und Wundts Schriften anbahnte. Daher begrüßte ich es, als mir von dem bekannten Geheimrat Rein (in Jena) der Wunsch ausgesprochen wurde, daß ich in der „Vierteljahrsschrift für philosophische Pädagogik" (1920) einen Aufsatz „Zum Kampf um den Intellektualismus" schreiben möchte. Darin mußte ich gegen alles von einem unklaren Gefühlsbegriff ausgehende moderne Reden von Religiosität, also nicht gegen die Mystik als die gefühlsinnige Pflege des Christentums, aber gegen den eine Religion sich selbst ausgrübeln wollenden Mystizismus, gegen die mit der empirischen Psychologie unverträgliche Intuition (z. B. Henris in Paris), gegen den mysteriös sich gebärdenden, neben oder vielmehr über den biblischen Prophetismus sich stellenden Noëtismus Euckens und gegen den Voluntarismus (z. B. von Kabisch) Front machen.[1])

Wie da zum Schutze der psychologischen Klarheit des Geisteslebens das Wort ergriffen werden mußte, so zum Schutze der menschlichen Willensfreiheit und anderer Ankerpunkte des menschlichen Kulturstrebens in der Spengler-Saison. Denn als er behauptete, daß die menschliche Kultur nicht nur mit dem Wachstum von Pflanzen poetisch vergleichbar sei, sondern wie Blumen nach einer bestimmten Zeit dahinwelken müsse, da war mindestens auf folgende zwei Mängel seiner Aufstellung hinzuweisen. Erstens hat er die Willensfreiheit des Menschen außer Ansatz gelassen, die als Bewußtsein des letztinstanzlichen Entscheidungsvermögens schon in meiner Habili-

---

vor mir mit dem Ausruf „Das ist ja Professor König!" stehen, schüttelte mir die Hand und sagte: „Wie sollte ich Sie vergessen? Haben Sie uns doch gelehrt: ‚Glauben ist nicht ein Meinen oder Wähnen, sondern ein festes Überzeugtsein, ein in Kenntnisnahme, Zustimmung und Vertrauen (notitia, assensus, fiducia) die Seele durchströmender Gesamtakt.'" Also diese Worte wallten jenem alten Schüler von mir sofort über die Lippen, als er mich nach etwa dreißig Jahren urplötzlich wiedersah. — Hierher gehört noch mein Schriftchen „Moderne Steine des Anstoßes auf dem Wege zum Bibelglauben" (1924).

[1]) Ich sollte doch nicht umsonst ein philosophisches Seminar sechs Semester hindurch besucht haben.

tationsschrift (pag. 49) gegenüber der Behauptung vom Zwang des Sprachgebrauchs sichergestellt war und durch Arnold von Winkelried, York von Wartenburg und andere betätigt worden ist. Zweitens hatte er als Faktoren des Kulturstrebens der Menschheit solche Fermente vergessen, wie es die unvergänglichen Ideale des Wahren, Guten und Schönen und die ewig leuchtende Wahrheit der biblischen Religion sind.[1])

Wer die in diesem Schriftchen sich widerspiegelnde Lebendigkeit des Sinnes für Freiheit und Recht mit empfindet, der wird es begreiflich finden, daß mein Griffel in den Jahren des Weltkrieges auch für die Aufhellung nationaler Fragen sich regte. So kam es, daß ich z. B. den Satz „Nicht deutsche Formen, sondern deutscher Geist!“ in die Wogen der geistigen Bewegung hineinrief. Als manche in der Ausmerzung aller Fremdwörter oder sogar Lehnwörter das Heil unseres Volkes suchten und sogar den fremdsprachlichen Unterricht beschränken wollten, da verfocht ich diese Überzeugung: Dasjenige Volk wird in der Kulturentwicklung das meiste leisten und deshalb den größten geistigen Einfluß ausüben, das den weitesten Geisteshorizont besitzt und zunächst auch die Weltsprachen beherrscht. Ein anderes Mal, als ich sah, daß die schweren Ereignisse der Gegenwart kaum einen Eindruck auf die Gesinnung und Lebenshaltung weiter Volkskreise ausübten, trauerte ich in den Aufsätzen „Große Zeiten und kleine Seelen“ und „Ehren wir auch unsere Helden genug?“ Endlich als Amerika, in dessen Blättern noch während des Krieges mein Name neben dem von Schriftstellern aus Oxford und Paris gestanden hat, sich mit unsern Gegnern verband und durch Wilsons vierzehn Punkte uns in einen Hinterhalt lockte, da lohten mein Schmerz und mein Zorn in dem Buche „Der Verleumdungsfeldzug gegen Deutschland“ (1917) empor.[2])

Das bildete die Erholung meiner Mußestunden, während in

---

[1]) Mein Schriftchen „Spenglers Untergang des Abendlandes, besonders psychologisch und religionsgeschichtlich beleuchtet“ hat in einem Jahre (1923) zwei Auflagen erlebt.

[2]) Die Kölnische Zeitung vom 16. 6. 1918 schrieb darüber: „Geheimrat König, der durch seine internationalen Beziehungen den Verleumdungsfeldzug unserer Gegner besser als mancher andere kennen lernte, hat in der vorliegenden Broschüre ein gewaltiges Material nicht nur zusammengestellt, sondern auch beurteilt und widerlegt.“

den Arbeitsstunden meine Erklärung des Deuteronomiums (im Sellinschen Gesamtkommentar 1917) und mein Genesiskommentar (1. Aufl. 1919; 2. Aufl. 1925) vollendet wurden. Denn wie ich von jeher zum Schrecken meiner nicht ganz reiseunlustigen Frau, mit der ich aber doch z. B. in Kopenhagen beim Orientalistenkongreß (1908) und 1911 im Britischen Museum und im Louvre war, zu betonen pflegte: „Die Universitätsferien sind die Arbeitszeiten für die Professoren," so sagte ich insbesondere in jenen Jahren des vaterländischen Unglücks oft zu mir und meiner Umgebung: „Arbeit ist die beste Trostquelle."

Doch nun genug der Ausführungen dieses Kapitels, das wegen seines etwas bunten Inhalts auch die Überschrift: „Zentrales Herdfeuer und peripherische Ausstrahlungen in meiner literarischen Betätigung" führen könnte.

V.

Wie weit kann ich zum Schlusse von der Erreichung meiner wissenschaftlichen Lebensziele sprechen?

Es ist ja freilich in mehr als einer Hinsicht äußerst gewagt, vom Gelingen der eigenen Lebensbestrebungen zu sprechen. Denn selbst wenn man sie in Taten umgesetzt, sie konkret vorliegenden Werken eingehaucht zu haben meint, kann man sich über den Grad des Gelingens täuschen. Und doch wäre es erstens für mich selbst schmerzlich, wenn ich auf einem solchen Berggipfel meines Lebensganges, nachdem ich über ein halbes Jahrhundert lang in der wissenschaftlichen Arena mit gerungen habe, mir nicht einen Überblick über das Erreichte und das Unerreichte verschaffen dürfte. Und wie unbefriedigend wäre es zweitens hauptsächlich für die Leser, wenn sie hier am Schlusse nicht wenigstens den Versuch gemacht fänden, eine Ernte oder eine Mißernte festzustellen! Ja, wird dabei drittens nicht auch die Möglichkeit gegeben werden, Ansatzpunkte für eine weitere Ausbildung und Verfolgung meiner wissenschaftlichen Prinzipien festzustellen? Darum sei diesem Versuche noch ein letzter Moment dieser Rückschau gewidmet!

Allerdings wird es sich dabei leider nicht vermeiden lassen, Beifallsäußerungen, die mir gespendet worden sind, zu erwähnen.

Aber nicht bloß konnten das doch auch andere in den Darstellungen ihrer Lebenserinnerungen nicht vermeiden, sondern sie brauchen hier um so weniger ganz verschwiegen zu werden, als ihr Licht durch die dunkle Masse des zu erwähnenden Gegenteils gewiß mindestens bis zum bloßen Dämmerschein herabgemindert werden wird. Ein aufdämmerndes Frührot des Anerkanntwerdens wird man aber doch wohl auch dem Schwimmer gegen den Strom nicht mißgönnen wollen.

1. Nun es hat meinen Beiträgen zur Sprachwissenschaft und zur alttestamentlichen Forschung keineswegs an Zustimmung gefehlt.

Denn um einige Zeugnisse herauszugreifen, so werden die drei Bände meines Historisch-kritisch-komparativen Lehrgebäudes der hebräischen Sprache in dem „Hebrew-English Lexicon" von Brown-Driver-Briggs (Oxford 1906) tausendmal als Autorität zitiert, und fast das Gleiche ist in dem bekannten Hebräischen Wörterbuch von Gesenius-Buhl der Fall. Ebenso verweisen die meisten Bände des „International Critical Commentary" bei jeder grammatischen Schwierigkeit auf mein Urteil. Speziell über meine Syntax, deretwegen nebenbei bemerkt mein Lehrgebäude unternommen wurde, weil die andern großen Grammatiken (Böttcher, Olshausen, Stade) es nicht bis zur Syntax gebracht hatten, schrieb D.Dr. Aug. Wünsche in den Protestantischen Monatsheften, Juli 1898 unter anderm: „Ein besonders anziehendes Gewand gewinnt Königs Werk durch die diskutierende Methode. Während dem Leser durch die bei derartigen Darstellungen in der Regel übliche assertorische Methode einfach die Ansicht des Autors übermittelt wird, gleichviel ob er im Widerspruch dazu steht oder nicht, wird er hier in das Für und Wider der Streitfragen hineingezogen und kann sich bei der Gegenüberstellung selbst entscheiden und ein bestimmtes Urteil bilden. Referent bekennt, daß gerade diese Form der Einkleidung die strittigen Probleme nicht allein übersichtlicher gestaltet, sondern auch ganz wesentlich erleichtert. Ein anderer, besonders für den Semitologen in die Wagschale fallender Vorzug der Arbeit Königs besteht in der historisch-komparativen Darstellungsart. Die Phänomene des hebräischen Sprachlebens werden allemal mit verwandten in andern semitischen Sprachen in Vergleich gestellt. Besonders sind eine Menge sprachlicher Untersuchungen im Arabischen, Syrischen,

Äthiopischen und Assyrischen mit in das Bereich der Betrachtung gezogen worden, welche zugleich über Erscheinungen des hebräischen Sprachlebens Licht verbreiten und außerdem den vergleichenden Betrieb der semitischen Sprachen fördern. Nicht selten kommt es auch vor, daß gewisse syntaktische Phänomene in ihrer Weiterentwicklung bis herunter ins Neuhebräische verfolgt werden. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Verfasser bei wichtigen Fragen sich auf die Warte des Sprachphilosophen stellt und gewisse Wortverhältnisse nach ihrem psychologischen Hintergrund beleuchtet. Ziehen wir alles in Betracht, so tragen wir kein Bedenken, die Arbeit Königs für eine Leistung zu erklären, die neben dem Siegfried-Stadeschen Wörterbuch zu den großartigsten der alttestamentlichen Philologie der neueren Zeit gehört."

Eine wohltuende Anerkennung meiner hierhergehörigen Arbeiten lag für mich auch darin, daß mir von der Reichsuniversität Groningen 1914 die Würde eines *„Doctor litterarum Semiticarum"* verliehen wurde.

Sodann über meine Einleitung in das A. T. hat Cornill, obgleich er selbst ein konkurrierendes Buch herausgegeben hatte, in dessen 7. Auflage (1913), S. 7 geschrieben: „Der gewaltige Stoffreichtum und das durchaus selbständige Durchdringen der ganzen Disziplin sichern diesem großartigen Einleitungswerk einen hohen und bleibenden Wert."[1])

In bezug auf meine exegetischen Arbeiten habe ich die Freude erlebt, daß Hu. Greßmann als Herausgeber der Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft in einem liebenswürdigen Glückwunschbriefe zu meinem 80. Geburtstage an mich schrieb: „Darin weiß ich mich am tiefsten mit Ihnen eins, in der Sorge um die strenge philologische Zucht unserer alttestamentlichen Zunft, und Ihnen dafür besonders zu danken, ist mir ein innerliches Bedürfnis."[2]) — Meine Diskussion der die Form der althebräischen Poesie betreffenden Fragen (1914)

---

[1]) Als es während der Kriegszeit ganz ausverkauft wurde, hat der Verleger es wegen der hohen Herstellungskosten nicht wieder auflegen wollen, obgleich angesehene Gelehrte ihn dazu ermuntert haben.

[2]) Professor Dr. V. Aptovitzer (in Wien) begrüßte mich am 23. 12. 26 mit den Worten: „Ich gratuliere Ihnen zur Psalmenausgabe. Schon aus dem Vorwort kann man erkennen, welcher Geist in der Arbeit herrscht, der alte ‚Königliche' !עלה והצלח."

regte einen Karl Marti an, mir am 6. 12. 1914 diese Worte zu schreiben: „Ihre „„Hebräische Rhythmik““ freut mich sehr, da Sie in glücklicher Weise der künstlichen Theorie, die sich breit macht, entgegentreten. Skeptizismus ist die Mutter der Wissenschaft.“ [1])

Wieviel herzliche Dankbarkeit mein Eintreten für die Autorität des A. T. teils als Geschichtsquelle und teils als Schatzkammer einzigartiger religiöser Wahrheiten weithin über den Erdball gefunden hat, das könnte ich durch Hunderte von Kundgebungen belegen. Es mag aber an folgenden fünf genügen! Unter ihnen sei zuerst erwähnt, daß ich schon als Extraordinarius in Leipzig von der Erlanger Fakultät am 16. 4. 1888 zum Doktor der Theologie ernannt wurde. Weiterhin war es mir eine große Genugtuung, als der Kollege Graf v. Baudissin am 27. 11. 1925 mir über den in der Historischen Zeitschrift erschienenen Aufsatz „Ist die gegenwärtig herrschende Schätzung der israelitischen Geschichtsschreibung berechtigt?“ schrieb: „Ihr Eintreten für die israelitische Geschichtsschreibung ist sehr verdienstlich.“ Sodann als ich in der Methodist Review (New York 1922, p. 643 ff.) meine Beweisführung für den hohen Zuverlässigkeitsgrad der althebräischen Quellen über die ältere Zeit entfaltet hatte, da schrieb mir der „President of Boston University“, William F. Warren, daß er sonst nicht mehr selbst zur Feder greife, aber meine Darlegung habe ihm einen solchen Eindruck gemacht, daß die Dankbarkeit ihn treibe, eine Ausnahme zu machen und mir mit zitternder Hand seine herzlichste Anerkennung zu bezeugen. Ferner der geistesmächtige Präses D. Wolff von der Rheinischen Provinzialsynode beglückwünschte mich am 15. 11. 1926 mit diesen Worten: „Dem hochverdienten Führer alttestamentlicher Theologie, dem scharfsinnigen Sprachforscher, dem schaffensfreudigen Gelehrten sendet im Namen der Rheinischen Kirche zum 80. Geburtstage herzlichsten Dank und Segenswunsch.“ Endlich um auch wenigstens einen einzigen von meinen Schülern, die bei dieser Gelegenheit in überaus erquicklicher Weise meiner gedacht haben, zu Worte kommen zu lassen, so hat einer (Dr. Edzard Kreipe) diese Zeilen

[1]) Übrigens meine Vorträge über „Die Poesie des A. T.“ (1907 bei Quelle und Meyer erschienen) wurden 1918 ins Spanische übersetzt, und das Buch „The Exiles' Book of consolation“ ist nur englisch erschienen (1899 bei T. & T. Clark in Edinburgh).

im „Reichsboten“ vom 13. 11. 26 geschrieben: „Wer den Vorzug hatte, den Jubilar als Lehrer zu genießen, wird den starken und richtunggebenden Einfluß seiner Persönlichkeit dankbar anerkennen. Jede Vorlesung war ein Erlebnis: die geistvolle Gruppierung der Probleme, der klare Aufbau, die gewählte Sprache, der vornehme Ton der Erörterung gegnerischer Thesen und der warme Unterton eigener Religiosität. Sein Seminar war eine ernste Übung der sprachlichen Fertigkeit, interessant durch die Höhe und Weite der Gesichtspunkte und die Anwendung der modernsten sprachwissenschaftlichen Methoden wie der Phonetik, und auf einer höheren Stufe eine strenge Schulung in der sorgfältigen und peinlich gewissenhaften Handhabung der kritischen Methode. In seinem gastlichen Hause ahnte der Studiosus, der von einem Distanzgefühl vor dem großen Gelehrten anfänglich vielleicht etwas bedrückt war, auch etwas von dem gütigen Menschen im Professor. Seine Geduld und liebenswürdige Bescheidenheit ließen schnell alle Hemmungen überwinden und Vertrauen und Verehrung keimen.“

2. Auf der andern Seite habe ich aber auch viel Bekämpfung und massenhafte Ignorierung im Laufe der Jahrzehnte meines Mitarbeitens in der sprachwissenschaftlichen und der alttestamentlichen Forschung erleben müssen.

Um auch in bezug darauf meinem Grundsatz, keine Behauptung ohne Beweis auszusprechen, treu zu bleiben, so erinnere ich an die Worte, mit denen die in meinem Historisch-kritisch-komparativen Lehrgebäude des Hebräischen geleistete wissenschaftliche Arbeit von Bauer-Leander in ihrer „Historischen Grammatik der hebräischen Sprache des A. T.“ I (1922) beurteilt worden ist. S. 48 liest man: Ed. König, Historisch-kritisches Lehrgebäude usw. „kritisiert die bloß behauptende Methode, die sich auf dem Gebiete der hebräischen Grammatik der Herrschaft bemächtigt hatte und ist bestrebt, die aufgeworfenen Probleme allseitig zu beleuchten, um die Leser zur Bildung eigener begründeter Ansichten zu befähigen. In der Tat liefert das groß und breit angelegte Werk reiches Material für die Diskussion einiger hierhergehöriger Fragen und erhält dadurch einen nicht zu unterschätzenden Wert. Im übrigen ist die Leistung freilich dürftig, und in sprachwissenschaftlicher Methode bezeichnet sie Stade gegenüber nicht nur keinen Fortschritt, sondern eher einen Rückschritt.“ Ist dieses Urteil ge-

recht? Also erstens nur „einige hierhergehörige Fragen“ sind in meinem Werke diskutiert? Nein alle, tausend Fragen! Zweitens „dürftig“ ist meine Leistung genannt, während sie auf jeder ihrer zweitausend Seiten einen solchen Reichtum von kritischer Untersuchung und vergleichendem Material enthält, daß nie ein solches Magazin vorher geschrieben worden ist und wahrscheinlich keines wieder geschrieben werden wird. Drittens in „sprachwissenschaftlicher Methode“ wird mir Stade vorgezogen, und doch ist seine Formenlehre (die Syntax fehlt) nur nach der Schablone von Olshausen gearbeitet, während bei mir die ganze komparative und lautphysiologische Wissenschaft der neueren Zeit und außerdem eigene neue Ideen über den richtigen Aufbau einer vollständigen Grammatik und insbesondere einer wissenschaftlichen Syntax am Werke sind. Nun ich hoffe, daß die Gerechtigkeit noch nicht ausgestorben ist.

Die häufigste Stellungnahme zu meiner Mitarbeit ist aber deren Ignorierung. Wie diese schon den sprachlichen Forschungen (auch in Stilistik, Rhythmik, Hermeneutik, Wörterbuch) gegenüber sich bis zu dem Grade betätigt, daß Verfasser von wissenschaftlich sein wollenden Kommentaren — gemäß den besonders in meiner Jesaja- und Psalmenerklärung gegebenen Belegen — nicht einmal die Register von „Syntax“ und „Stilistik“ benützen, so tut sie es auch gegenüber denjenigen meiner Arbeiten, in denen ich besonders gegen den Strom schwimmen mußte. Diesen Büchern gegenüber, in deren Mittelpunkt „Geschichte der alttestamentlichen Religion“[3] (1924) und „Theologie des A. T.“[4] (1923) stehen, meint man durch Totschweigen das evolutionistische Schema in der Konstruktion der Geistesgeschichte Israels in seiner Herrschaft schützen zu können. Ich bin aber doch darauf gespannt, wie lange noch solche Aufstellungen, wie z. B. „Wenn es einmal einen Mann gegeben hätte, der Abraham hieß,“ oder daß das Kanaanitertum bezw. die sog. Volksreligion Israels die Quelle der prophetischen Religion des A. T. gewesen sei usw. usw., wie diese Aufstellungen alle in meinen angeführten Büchern und in den kritischen Vorerörterungen des Genesiskommentars gefunden werden können, als mit allseitiger Forschung verträglich geduldet werden. Nicht weniger interessant ist es, wie lange noch die modernen Dogmen z. B. vom arabisch-syrisch-trazischen Ursprung des alttestamentlichen Prophetismus,

oder vom launenhaften Charakter des Zornes der alttestamentlichen Gottheit, oder vom „physisch-kultischen“ bezw. „irrationalen“ Heiligkeitsbegriff, oder vom „ethischen Monotheismus“ sich in ihrer Herrschaft behaupten können.

Selbstverständlich ist es keine Kleinigkeit, das evolutionistische Schema, das nach Wellhausens ausdrücklichem Geständnis über seine Beziehung zu Vatke (Proleg.[2] 14 s. o. S. 26) im religionsgeschichtlichen oder kulturgeschichtlichen Grundgedanken der Wellhausenschen Schule eine maßgebende Rolle spielt, wieder aus der Auffassung der israelitischen Geistesgeschichte auszuschalten. Aber es ist auch geschehen, daß der Darwinismus, nachdem er z. B. in Haeckels Buch „Die Welträtsel“ eine weitgehende Herrschaft erlangt hatte, doch wieder einer gründlicheren Betrachtung der Welt des Organischen hat Platz machen müssen. Deshalb darf man auch in bezug auf die Enträtselung der Kulturgeschichte Israels und speziell der biblichen Religionsgeschichte eine Revision der Akten erhoffen, und dazu einen Beitrag zu liefern, dazu bin ich durch das Streben nach einer allseitigen kritischen Forschung innerlich getrieben worden.

Am Ende meines Rückblicks angelangt, muß ich nämlich noch dies hinzufügen: Meine Mitarbeit wird verkannt, wenn sie aus formalem Widerspruch gegen die Meinung anderer abgeleitet wird. Erkenne ich doch in allen meinen Büchern die Vorarbeit der Mitforscher jeder Parteirichtung überall ausdrücklich an, so weit ich mit ihnen zusammenstimmen kann. Nein, meine Mitarbeit ist stets aus positiver eigener Untersuchung der betreffenden Probleme, aus selbständiger Versenkung in die Prinzipien der wahren Wissenschaft hervorgegangen, und was ich deshalb an positiven neuen Gesetzen (von den Gesetzen des Sprachbeweises an) und inhaltlichen Ergebnissen an das Licht gestellt habe, dürfte keine ganz kleine Summe sein.

Was ich im Vorstehenden geschrieben habe, muß ich als einen notwendigen Beitrag zur Geschichte meiner Wissenschaft betrachten, und die Vollendung des achtzigsten Lebensjahres durfte gewiß ein geeigneter Anlaß dazu sein, daß, nachdem andere schon längst z. B. unter dem Titel „Der gegenwärtige Stand der alttestamentlichen Wissenschaft“ ihre Beiträge zur neueren Geschichte dieser Wissenschaft geliefert haben, auch ich

einen solchen Beitrag veröffentliche. Endlich habe ich den Entschluß dazu meinem Herzen abgerungen.

Wie gar viel leichter würde mein Leben gewesen sein, wenn ich gleich manchem andern seit meiner Habilitation nur mit dem Strom hätte schwimmen können! Doch Gott sei Dank, daß er mich so, wie er es getan, geführt hat! Im gläubigen Aufblick zu seiner ferneren gnädigen Hilfe werden alle, die sich an mich, hauptsächlich an meine religiöse Grundüberzeugung anschließen, wie z. B. Senior D. Behrmann (Hamburg),[1]) Otto Procksch (Erlangen) und Pfarrer v. Schneidemesser (Berlin),[2]) gern in meine Parole einstimmen und mit mir sagen:

Laßt schreiten uns in frohem Glauben
Auch über dieses Jahres Schwelle!
Kein Mißgeschick soll uns ihn rauben,
Kein Angriff treiben von der Stelle.
Der Wahrheit Glanz als Leitstern blinkt,
Der Tugend Preis am Ziel uns winkt:
Entfalte, Treue, dein Panier,
Geh du voran! Wir folgen dir.

[1]) In seinem Handkommentar zum Buche Daniel, S. 66.
[2]) In der Monatsschrift „Positive Union“ (1926), S. 106 f.

221.6
K 619
32251
KÜNZL, EDUARD
AUTHOR
Der Doppelte Malthusianismus im
TITLE Lichte meiner Quellenforschung
DATE LOANED
BORROWER'S NAME
STORAGE - COSA
32251